

Systemwissenschaften als Heilsbotschaft in den Gesellschaftsmodellen  
Parsons', Dahrendorfs und Luhmanns  
Akademie-Verlag Berlin 1974

Reihe: Zur Kritik der bürgerlichen Ideologie. Hrsg. v. Manfred Buhr, Nr. 46

## Vorrede

*Me-ti machte sich oft lustig über das Märchen, das die Wirtschaftsführer über ihre Unentbehrlichkeit in Umlauf gesetzt hatten.*

*Er sagte: Sie stellen den Arbeitern die Wirtschaft immer ungeheuer kompliziert dar, und das ist sie auch, aber nur, solange sie selber sind und sie komplizieren. Sie selber sind nämlich die größte Komplikation. Ihre Wirtschaft ist ganz planlos, einer arbeitet gegen den andern, einer gewinnt durch den Schaden des andern, und wenn sie sagen, es sei so schwierig, solche Pläne zu machen, so muß man ihnen antworten, es ist auch ganz unnötig, ja schädlich. Ihre Kompliziertheit ist die Kompliziertheit der Unordnung, ihre Arbeit gilt der Aufrechterhaltung und Vergrößerung der Unordnung, aus der sie Gewinn ziehen. Diese Wirtschaftsführer sind nur unentbehrlich für die Unordnung, ihre Gedanken sind nur wertvoll für die Ausbeutung.*

*B. Brecht: Me-ti. Buch der Wendungen*

Die bürgerliche Soziologie hat in den letzten Jahrzehnten eine bemerkenswerte Wendung vollzogen. Sie hat sich der Konstruktion der „großen Theorie“ zugewandt.

Mit diesem Terminus bezeichnet C. W. Mills<sup>1</sup> ironisch T. Parsons' Versuch, den bornierten soziologischen Empirismus mittels einer Theorie zu überwinden, die Wesen und Funktionsweise von Gesellschaft schlechthin erklären soll.

„Groß“ ist in der Tat der Anspruch dieser Theorie; „groß“ ist der Sprung, den sie vollzieht: von der Ebene der unmittelbar gegebenen empirisch-soziologischen Daten zur Funktionsweise jeder möglichen Gesellschaft überhaupt.

Inzwischen hat Parsons' Vorbild Schule gemacht. Vor allem in den USA, neuerdings aber auch in der Bundesrepublik, [10] bemüht man sich um eine allgemeine Theorie der Gesellschaft, die expressis verbis oder implizit als „moderner“ Gegenentwurf zum historischen Materialismus verstanden werden soll.

All diesen Versuchen ist eines gemeinsam: sie ignorieren die dialektische Methode, die „große Methode“ – wie Brecht sie in seinem „Me-ti. Buch der Wendungen“ nennt –, ohne die die große Theorie der Gesellschaft notwendig ihr Objekt verfehlen muß.

Damit ist der Blickwinkel bezeichnet, unter dem die folgende marxistische Kritik geübt werden soll: sie will grundsätzlich sein in dem Sinne, daß sie verborgene philosophische Grundaussagen und Implikationen der „großen Theorien“ der bürgerlichen Soziologie zutage fördert. Sie will nachweisen, daß deren erklärtes „Vorwärts, über Marx hinaus, zu moderneren Gesellschaftstheorien“ in Wirklichkeit Rückfall auf längst überwundene philosophische Positionen ist.

Dieses sich progressiv gebärdende „Vorwärts zu ...“ wird sich, weil philosophisch reaktionär, auch als politisch reaktionär erweisen bzw. – und das ist natürlich der wirkliche Determinationszusammenhang – die politisch reaktionären Ziele der heutigen bürgerlichen Gesellschaft können philosophisch nicht anders fundiert werden als durch reaktionäre philosophische Problemlösungen.

Wenn hier in der Regel von der grundlegenden philosophischen Position und Methodik der bürgerlichen Soziologie ausgegangen wird und daraus dann die politischen Konsequenzen abgeleitet werden, so besteht der Sinn dieser Darstellungsweise in erster Linie darin, den Beweis zu führen, daß heute jede Gesellschaftstheorie, die die materialistische Dialektik ignoriert oder verzerrt, notwendig auf reaktionären, zumindest aber auf konservativen politischen Positionen ankommen muß.<sup>2</sup> Positiv

<sup>1</sup> Vgl. C. W. Mills, Kritik der soziologischen Denkweise, in: Soziologische Texte, Bd. 8, Neuwied/(West-)Berlin 1963, S. 64-92.

<sup>2</sup> Vom Standpunkt des Historischen Materialismus, der Theorie der Klassen, des Klassenkampfes und der Revolutionstheorie hat sich mit der „großen Theorie“ der Gesellschaft (speziell mit Bentley, Parsons, Dahrendorf und Luhmann) B.

ausgedrückt: eine Gesellschaftstheorie mit progressiven politischen Implikationen kann ihre Grundlegung nur in der materialistischen Dialektik finden. Diese Behauptung – zunächst apodiktisch in den Raum gestellt – wird zu beweisen sein und soll bewiesen werden durch Kritik an wesentlichen und gemeinsamen Eckpfeilern der zeitgenössischen bürgerlichen „großen Theorien“ der Gesellschaft: an deren philosophisch nicht oder falsch reflektierter systemwissenschaftlich-[11]licher Grundlegung. Zu diesem Zwecke halte ich es für erforderlich, den eigenen Standpunkt genau zu kennzeichnen. Das heißt 1. Die Position der Dialektik kann nicht einfach als bekannt vorausgesetzt werden, sondern es gilt diejenigen ihrer Aspekte hervorzuheben und darzustellen, die von besonderer Relevanz für die Auseinandersetzung mit der bürgerlichen „großen Theorie“ der Gesellschaft sind.

2. Es soll der Versuch unternommen werden, das Verhältnis von Dialektik und Systemwissenschaften zu untersuchen, um auf dieser Basis grundlegende Methodenkritik an jeder Spielart der „großen Theorie“ üben zu können, die glaubt, die systemwissenschaftliche durch die philosophische Fundierung ersetzen zu können. Dabei bin ich mir völlig darüber im klaren, daß in diesem Kapitel vieles fragmentarisch ist und eine Reihe von Aussagen zwangsläufig vorläufigen, hypothetischen Charakter tragen. Die in diesem Zusammenhang vorgebrachten Thesen sind als Beitrag zu der im Gange befindlichen Diskussion zum Verhältnis des dialektischen Materialismus zu den Systemwissenschaften zu verstehen. Trotz zahlreicher Fragezeichen bin ich jedoch ziemlich sicher, daß künftige Problemlösungen in bezug auf dieses Thema in der hier markierten Richtung zu suchen sind.

Das Verhältnis von dialektischem Materialismus und Systemwissenschaften ist schließlich auch darum zu erörtern, weil es für die Theorie und Praxis unserer eigenen Gesellschaft von Belang ist. Die politischen Implikationen und Konsequenzen falsch eingesetzter Kybernetik, Spieltheorie, Systemtheorie usw. können als negative Instanzen sehr wohl dazu beitragen, unseren eigenen Standort klarer zu bestimmen und die Tragfähigkeit und Reichweite dieser neuen Wissenschaften in bezug auf ihre möglichen Potenzen für die allgemeine Theorie der Gesellschaft, den historischen Materialismus, zu ermitteln. Insofern will die folgende Studie auch als konstruktiver Diskussionsbeitrag wirken.

Die bürgerliche „große Theorie“ wird hier nur in einer Hinsicht behandelt, in bezug auf den Versuch, eine Theorie der Gesamtgesellschaft mit Hilfe von Vorstellungen und Begriffen zu etablieren, die dem Reservoir der Systemwissenschaften entnommen sind. Die damit zusammenhängende Ausarbeitung, Anwendung und Verabsolutierung der strukturell-[12]funktionalen (Parsons) bzw. der funktional-strukturellen Methode (Luhmann) muß weitgehend ausgeklammert werden, weil ihre gründliche Untersuchung und Kritik ein Unternehmen für sich wäre. Das gleiche gilt für die sich neuerdings konstituierende Evolutionstheorie der Gesellschaft, die – in Anknüpfung an vor allem in den USA erarbeiteten Ansätzen – Luhmann vertritt und die, in Abwandlung biologischer Begriffsbildungen und in der sozial-darwinistischen Tradition, gesellschaftliche Evolution auf Variation, Selektion und Erhaltungsmechanismen zurückführen will.<sup>3</sup> Eine marxistische Kritik dieser Auffassungen und des sogenannten Funktionalismus liegt meines Wissens noch nicht vor. Sie ist aber dringend erforderlich, da ihr Einfluß im Wachsen begriffen ist.

Die Studie beschränkt sich auf die Kritik der Soziologie Parsons', Dahrendorfs und Luhmanns, weil diese, auch wenn sie Zeitgenossen sind, drei Entwicklungsstadien bürgerlicher Gesellschaftstheorie repräsentieren: Parsons dasjenige Stadium, in dem die imperialistische Bourgeoisie noch die illusorische Hoffnung hegte, Konsensus der Gesellschaft durch Konformitätszwang erreichen zu können;

---

P. Löwe auseinandergesetzt. B. P. Löwe, Zum Verhältnis von spätbürgerlicher politischer Soziologie und politischer Ideologie des Imperialismus (dargestellt an den konflikt- und gleichgewichtstheoretischen Vorstellungen von A. F. Bentley, T. Parsons und R. Dahrendorf), Diss., Halle 1971. Vom Standpunkt der marxistischen Soziologie liegt eine Auseinandersetzung mit T. Parsons von E. Hahn vor: Die Übersozialisierung des Menschen (T. Parsons), in: Soziale Wirklichkeit und soziologische Erkenntnis, Berlin 1965, S. 41-104. Die genannten Arbeiten sind fundierte Beiträge zur Auseinandersetzung mit der sog. „großen Theorie“ der bürgerlichen Gesellschaft, die ich voraussetze und auf die ich mich beziehe, so daß sich mein eigener Beitrag auf vorwiegend methodische Fragen beschränken kann.

<sup>3</sup> Vgl. D. T. Campbell, Variation and Selective Retention in Socio-cultural Evolution, in: General Systems, Yearbook of the Society for General Systems Research, hrsg. von L. v. Bertalanffy, A. Rapoport, R. L. Meier, Vol. XIV., New York 1969, S. 69-85.

Dahrendorf das Stadium, in dem die inneren Konflikte der bürgerlichen Gesellschaft so zahlreich geworden sind, daß diese Hoffnung aufgegeben werden muß. Der Konflikt wird zum Gegenstand theoretischer Reflexion; Dissensus und Pluralität avancieren zu Grundmerkmalen von Gesellschaft. Luhmann schließlich repräsentiert dasjenige Stadium, in dem das Überleben des Imperialismus in der Auseinandersetzung mit dem sozialistischen Gesellschaftssystem zum Kardinalproblem der bürgerlichen Gesellschaft geworden ist: das Verhältnis von System und Umwelt tritt in den Mittelpunkt gesellschaftstheoretischer Konstruktion.

Die Auswahl erfolgte gleichzeitig unter dem Blickwinkel, nachzuweisen, daß Gesellschaftstheorie, konzipiert lediglich auf der Grundlage der theoretischen Vorgabe der Systemwissenschaften, zu einem abstrakten, die qualitative Spezifik der Produktions-, Klassen- und Machtverhältnisse ignorierenden Gesellschaftsbegriff führt, der es ermöglicht, Strukturen und Mechanismen des staatsmonopolistischen Kapitalismus zur Beschaffenheit von Gesellschaft schlechthin zu erklären, wobei dieser Vorgang unabhängig davon vor sich geht, ob mittels der Begriffsbildungen der Kybernetik (Parsons), vulgari-[13]sierter Spieltheorie (Dahrendorf) oder der Allgemeinen Systemtheorie nach L. v. Bertalanffy (Luhmann) gearbeitet wird. Die von Parsons und Luhmann verwendeten Systembegriffe sind übrigens vulgarisiert, verschwommen und unscharf.

Zwar leiten sie ihren Ursprung von der Kybernetik und der Theorie offener Systeme im Sinne von L. v. Bertalanffy her, aber – zu ideologischen Zwecken in bezug auf ihren Anwendungsbereich maßlos überdehnt und ins Ontologische transformiert – erfahren sie unterderhand einen Bedeutungswandel, so daß es gar nicht jene Systembegriffe der Systemwissenschaften sind, mit denen gearbeitet wird, sondern deren verwässertes Derivat. Das anzumerken halte ich für erforderlich, um nicht Meinungen Vorschub zu leisten, die aus ideologisch denunzierten Systemtermini etwa die wissenschaftliche Wertlosigkeit der Kybernetik, der Systemtheorie usw. für die Untersuchung gesellschaftlicher Vorgänge ableiten zu können glauben.

Wenn in dieser Arbeit immer wieder der Terminus „Systemwissenschaften“ verwendet wird, so soll damit kein definierter Begriff mit klar umrissenem Gegenstand eingeführt werden. Der Terminus fungiert als stilistisches Mittel, um schwerfällige Aufzählungen zu vermeiden und meint ungeachtet ihrer Unterschiede ab Kapitel II die Kybernetik, die Allgemeine Systemtheorie (im Sinne von L. v. Bertalanffy) und die Spieltheorie, d. h. jene Wissenschaften, deren Vorstellungen und Begriffe sich zur Konstruktion bürgerlicher, gesamtgesellschaftlicher Theorien eignen; im Kapitel I – sofern von der Entstehung der Systemwissenschaften die Rede ist – darüber hinaus auch Wissenschaften, wie Operationsforschung, Warteschlangentheorie usw., die vorwiegend praktische Bedeutung haben und sich von der Aufgabenstellung her kaum zur Konstruktion von Gesellschaftstheorien eignen. Bei der Erörterung der Beziehung von Systemwissenschaften und Dialektik ist von letzteren nicht die Rede. Ihre Spezifik bleibt in vorliegender Arbeit ausgeklammert.

[15]

## I. Zum Verhältnis von Dialektik und Systemwissenschaften

In den letzten Jahrzehnten ist eine Fülle neuer Wissenschaften entstanden, die eines gemeinsam haben: sie lösen ihre Untersuchungsobjekte nicht in immer spezifischere Detailprobleme auf, sondern versuchen, Objekte in ihrem Ganzheitsaspekt, als Systeme, in bezug auf Struktur und Funktionsweise zu erfassen. Hierher gehören, um nur einige zu nennen: Kybernetik, Systemtheorie, Systemforschung, Informationstheorie, Spieltheorie, Operationsforschung usw. mit ihren jeweiligen Begriffen und Methoden.

Nach dem Zeugnis von L. v. Bertalanffy haben diese Wissenschaften ihre Wurzeln in der Technik, die nicht länger in den Begriffen der einzelnen Maschine, sondern in denen von Maschinensystemen denkt,<sup>4</sup> in den komplexen Organisationen, zu denen sich Markt, Produktion, Verkehr usw. ausgewachsen haben, in der Sphäre des Militärischen, in Tendenzen zur Integration der Wissenschaften usw.

Die Systemwissenschaften entstanden also in erster Linie als konstruktive Antwort auf Fragen, die nicht die Entwicklung der Theorie, sondern die gesellschaftliche Praxis aufgeworfen hatte und die sich unmittelbar oder mittelbar darauf richteten, das wissenschaftliche Rüstzeug zur Beherrschung zunächst relativ abgegrenzter, später großer Systeme bereitzustellen.<sup>5</sup>

Diese Feststellung ist wichtig, weil ohne sie nicht zu begreifen ist, weshalb sich innerhalb von Jahrzehnten ein neuer Typ von Wissenschaften herausbilden, entwickeln und nahezu alle Objektbereiche erfassen konnte. „Der Begriff des Systems ist alle Gebiete der Wissenschaft und des Alltagsdenkens eingedrungen“<sup>6</sup>, meint L. v. Bertalanffy und hat damit recht, auch wenn sich die überschwenglichen Hoffnungen, die viele Par-[16]teigänger der neuen Wissenschaften mit diesen verknüpften, nicht erfüllt haben.

Freilich hat an der Entstehung der Systemwissenschaften auch die oft einseitig hervorgehobene innere Logik der Wissenschaftsentwicklung ihren Anteil, insofern sie die Auffassung vorbereitet hat, daß die zu untersuchenden Objekte als Systeme zu betrachten sind. Um nur einige Beispiele zu nennen: Es wurde entdeckt, daß das Atom nicht letztes unteilbares Element des Stoffes ist, sondern ein Ganzes, das spezifische Binnenstruktur und spezifische innere Gesetzmäßigkeiten aufweist. Es entstand die Gestaltpsychologie, die gegen die Reduzierung der Wahrnehmung auf Einzelpfindungen geltend machte, daß Wahrnehmung ein ganzheitlicher Akt sei. In der Biologie richtete sich das Augenmerk auf allgemeine Struktur- und Funktionszusammenhänge des Organismus. Die gehirnphysiologische Forschung entwickelte gegen die einseitige Lokalisationstheorie den experimentell belegbaren Standpunkt, daß an jeder Leistung des Gehirns das Gehirn in seiner Totalität beteiligt ist usw.

Diese Impulse zur Ausbildung von Systemwissenschaften hatten erst von dem Augenblick an die Chance, eine Gruppe selbständiger Wissenschaften hervorzubringen, als das praktische Bedürfnis nach Beherrschung der gesellschaftlichen Realität Systemdenken in der Form selbständiger, konkret anwendbarer, praktikabler Wissenschaften dringend erforderlich machte. Primär unter dem Zwang unabweisbarer außerwissenschaftlicher Bedürfnisse vollzog sich der Sprung von spontanen Ansätzen zur Konstituierung einer ihrem Typ nach neuen Gruppe von Wissenschaften. Primär die gesellschaftliche Praxis hat die Systemwissenschaften geschaffen, indem sie sie durch konkrete Zielvorgaben – was bisher Nebenbefund der traditionellen Einzelwissenschaften war – zu einer selbständigen Forschungsrichtung erhob. Die Praxis wirkte somit organisierend, indem sie die verstreuten Ansätze zusammenbrachte; konstituierend, indem sie die Kombination, wechselseitige Ergänzung und Verschmelzung von bereits gewonnenen Einsichten in die Systemnatur der Forschungsobjekte herbeiführte, sie damit potenzierte und so die Voraussetzung schuf, daß sich eigenständige Systemwissenschaften ausbilden konnten. Und schließlich wirkte die Praxis institutionalisierend, da [17] die

---

<sup>4</sup> Vgl. L. v. Bertalanffy, *General System Theory*, New York 1968, S. 3 f.

<sup>5</sup> „Zu großen (multivariablen) Systemen gehören solche Stoff-Energiesysteme oder auch gesellschaftlich-ökonomische bzw. organisatorische Systeme, die in ihrer Funktion gekennzeichnet sind durch einen hochgradig vermaschten Signalfuß... Diese Systeme mit großen Abmessungen sind also in keiner Weise an z. B. (räumlich) große Stoff-Energie-Systeme gebunden. Der Terminus ‚groß‘ bezieht sich vielmehr wesentlich auf einen komplexen Signalfuß.“ – Vgl. K. Szostak/W. Kriesel, *Die philosophische Problematik von Optimalität und Beherrschbarkeit in großen Systemen am Beispiel der Operationsforschung*, Diss., Berlin 1968, S. 90. Große Systeme sind also Systeme, die einen hohen Kompliziertheitsgrad und große Komplexität besitzen.

<sup>6</sup> Vgl. L. v. Bertalanffy, *General System Theory*, a. a. O., S. 3.

Bedürfnisse der Technik, Produktionsorganisation, des Militärwesens usw. die herrschenden gesellschaftlichen Kräfte veranlaßten, systemwissenschaftliche Untersuchungen zu finanzieren.

Diese vergrößernde und rigorose Behauptung soll selbstverständlich nicht ignorieren, daß beispielsweise die Anfänge der Spieltheorie bis in die zwanziger oder die der Theorie offener Systeme bis in die dreißiger Jahre zurückgehen und als Konsequenz aus bestimmten mathematischen bzw. biologischen Problemen hervorgingen. Sie soll nur deutlich machen, daß die eigentliche Triebkraft, die letzte Instanz, warum aus Vorarbeiten und Ansätzen sprunghaft und innerhalb kurzer Zeit ein ganzes Gefüge neuer Wissenschaften entstand, praktisch gesellschaftlicher Natur war.

Nicht zufällig entstanden die Systemwissenschaften in den USA. Da in den USA der Konzentrationsprozeß der Produktion von allen imperialistischen Staaten am weitesten gediehen war und der Übergang in die staatsmonopolistische Etappe des Imperialismus am frühesten eintrat, wurden hier auch erstmalig all jene Probleme akut, die mit der Beherrschung großer Systeme auftreten und zwar auf zwei Ebenen: auf der Ebene der Produktivkräfte, die ins Stadium der wissenschaftlich-technischen Revolution eingetreten sind (Probleme der Automatisierung, der Betriebsorganisation, des Verkehrs usw.) und auf der Ebene der Produktionsverhältnisse.

Zweifellos waren es in erster Linie die mit der wissenschaftlich-technischen Revolution und der Konzentration der Produktion entstandenen Bedürfnisse, die die Systemwissenschaften als selbständige Gruppe von Wissenschaften organisierten und institutionalisierten: ihre praktischen Zweige und ihr Grundlagenwissen über die Natur und Funktionsweise von Systemen. Die unverzügliche Okkupation ihrer Begriffe und Vorstellungen seitens der bürgerlichen Soziologie war hingegen von dem Bemühen diktiert, eine dem staatsmonopolistischen Kapitalismus adäquate Gesellschaftstheorie zu schaffen, die einerseits auf herrschaftskonforme Ideologie ausgerichtet und andererseits das Instrumentarium liefert, gesellschaftliche Prozesse im Sinne des staatsmonopolistischen Kapitalismus zu manipulieren. Da letztere die für unsere Problematik eigentlich interessante Ebene ist, muß einiges dazu gesagt werden.

[18] Mit dem Übergang zum staatsmonopolistischen Kapitalismus werden die ökonomischen Prozesse zum Gegenstand staatlicher Regulierungsmaßnahmen. Im Kampf um Maximalprofite ordnen sich die jeweils erfolgreichsten monopolistischen Gruppen die staatlichen Machtorgane unter, um ihre Kapitalakkumulation aus staatlichen Mitteln zu erhöhen, um sich die Aufträge der staatlichen Konsumtion zu sichern, um das Preisniveau zu stützen, Löhne zu manipulieren usw. Der Staat greift zugunsten der Finanzoligarchie also unmittelbar in den kapitalistischen Reproduktionsprozeß ein und versucht, ihn zu lenken. Dieser Eingriff der staatlichen Macht in die ökonomische Sphäre ist notwendig geworden, da die moderne Reproduktion auf Grund des Entwicklungsniveaus der Produktivkräfte Mittel verlangt, die die Möglichkeiten einzelner monopolistischer Vereinigungen überschreiten.

Die für die kapitalistische Akkumulation benötigten Mittel bringt der Staat durch Steuern, Preissteigerungen usw. auf, die zu Lasten des Volkes gehen, d. h. durch Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums zugunsten der Monopolbourgeoisie, wobei die Führungskräfte der Monopolgruppen und die des Staatsapparats so eng miteinander verflochten sind, daß sie einen kollektiven Ausbeuter darstellen.

Die Verschmelzung der ökonomischen mit der politischen Macht erhöht den Einfluß des Staates auf alle Gebiete des gesellschaftlichen Lebens einschließlich der ideologischen Sphäre. Angestrebt und propagiert wird die integrierte Gesellschaft, in der alle Mitglieder herrschaftskonform denken und handeln, weil aus ihr der Klassenkampf verschwunden ist. Aber indem der staatsmonopolistische Kapitalismus den Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung durch die wachsende Vergesellschaftung der Produktion auf höherer Stufe reproduziert, reproduziert er gleichzeitig den Klassenkampf. Die Mittelschichten, und als Folge der wissenschaftlich-technischen Revolution die Intelligenz, nähern sich in bezug auf ihre objektive gesellschaftliche Stellung der Situation der Arbeiterklasse, da die unter imperialistischen Bedingungen unlösbaren Probleme des Bildungswesens, der Wohnraumpolitik, des Verkehrswesens, der Umweltverschmutzung usw. die nicht-imperialistischen Schichten und Klassen gleichermaßen treffen.<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. Der staatsmonopolistische Kapitalismus, Berlin 1972, S. 65-67, 70-72.

[19] Auf diese Konflikte reagiert der staatsmonopolistische Kapitalismus, indem der Staat seine Steuerungs- und Integrationsfunktion noch intensiver wahrnimmt; solange es irgend geht, mittels der Strategie, die systemstörenden Konflikte zu dämpfen, zu paralysieren, zu kanalisieren, am besten in systemerhaltende Kräfte umzuwandeln. Freilich gelingt dies nur, wie H. Holzer richtig bemerkt, „wenn ... die aufkommenden Konflikte nicht von so grundsätzlicher Art sind, daß mit ihnen der institutionelle Rahmen der Konfliktregulierung selbst in Frage gestellt wird“<sup>8</sup>, oder wenn, mit anderen Worten, „Konsensus über die verbindliche Geltung der geschaffenen Institutionen“ gewährleistet ist, hingegen „Konflikt und Auseinandersetzung nur im Rahmen dieser durch Konsensus gesicherten Institutionen“ auftreten.<sup>9</sup>

Innerhalb dieses abgesteckten Rahmens ist das System des staatsmonopolistischen Kapitalismus wandelbar, flexibel in bezug auf seine Strategien. Es muß flexibel sein, wenn es die Dynamik der wissenschaftlich-technischen Revolution mit ihren sozialen Folgen aushalten und in der Auseinandersetzung mit dem sozialistischen System überleben will. Aber auch in diesem Zusammenhang reduziert sich der Spielraum „auf Kritik und Formulierung von Präventivmaßnahmen innerhalb eines prinzipiell nicht antastbaren Rahmens“<sup>10</sup>. Die konkurrierenden Varianten in der Politik des staatsmonopolistischen Kapitalismus erweisen sich bei genauerem Hinsehen lediglich als verschiedene Lösungswege für ein und dasselbe Problem (Überleben des Kapitalismus), wobei Einigkeit darüber besteht, daß das gesellschaftliche System in seiner Qualität als gegeben vorausgesetzt werden muß, und Uneinigkeit lediglich darin, welche Prioritäten und wechselseitige Abhängigkeit zwischen den zu lösenden Aufgaben. Willy Brandt äußerte sich 1961, kurz nach Verabschiedung des Godesberger Programms, ganz in diesem Sinne: „In einer gesunden und sich fortentwickelnden Demokratie ist es nichts Ungewöhnliches, sondern dort ist es das Normale, daß die Parteien auf einer Reihe von Gebieten ähnliche, sogar inhaltsgleiche Forderungen vertreten. Die Frage der Prioritäten, der Rangordnung der zu lösenden Aufgaben, die Methoden und Akzente, das wird immer mehr zum Inhalt der politischen Meinungsbildung.“<sup>11</sup>

[20] Ihr gesellschaftlich bedingter Entstehungszusammenhang, ihre genetische Verknüpfung mit praktischen Bedürfnissen hindert die Systemwissenschaft nicht daran, wissenschaftliche Erkenntnisse, objektiv wahre Aussagen in bezug auf Struktur, Funktionsweise und Verhalten von Systemen zu formulieren, die gesellschaftsunabhängige Geltung besitzen. So wenig beispielsweise die durch das mittelalterliche Denken erzielten Fortschritte in bezug auf die Logik deswegen ungültig sind, weil sie aus dem apologetischen Motiv entstanden, Widersprüche innerhalb des christlichen Dogmas zu beseitigen, so wenig sind auch die Systemwissenschaften reaktionär, weil „sie durch das Interesse einer reaktionären Klasse ihre Anstöße erhielten und von ihr in den Dienst genommen werden. Zwischen ihrer Entstehung und Anwendung befindet sich ein Raum, innerhalb dessen sie sich freihalten müssen von Apologetik, in dem sie objektive Erkenntnisse über die objektive Realität zutage zu fördern haben, wenn sie anwendbar sein sollen. Und dieser Raum ist weit. Er umfaßt in bezug auf die Systemwissenschaften Systemsachverhalte der Technik ebenso wie der menschlichen Psyche, der Integration der Wissenschaften ebenso wie der Umweltforschung. Er reicht von speziellen Systemwissenschaften bis zu den Versuchen, eine allgemeine Systemtheorie zu schaffen. Einmal entstanden, weisen die Systemwissenschaften außerdem eine relativ eigenständige Entwicklung auf; sie werden angewendet und weiterentwickelt unabhängig von ihren konkreten gesellschaftlichen Entstehungsbezügen und decken in bezug auf Struktur, Funktionsweise und Verhalten von Systemen grundlegende gesetzmäßige Zusammenhänge auf.

Auch wenn die Euphorie der Gründerzeit vorbei ist, in der man sich von den Systemwissenschaften Wunder erhoffte<sup>12</sup>, bleibt als Fazit die Feststellung, daß sie einen qualitativen Sprung in der Entwicklung

---

<sup>8</sup> H. Holzer, *Gescheiterte Aufklärung? Politik, Ökonomie und Kommunikation in der Bundesrepublik Deutschland*, München 1971, S. 31.

<sup>9</sup> Ebenda, S. 30.

<sup>10</sup> Ebenda.

<sup>11</sup> W. Brandt, *Plädoyer für die Zukunft*, Frankfurt (Main) 1961, S. 20.

<sup>12</sup> „Der Tod Norbert Wieners gibt eine Gelegenheit, festzustellen, daß dieser heroische Traum ausgeträumt ist. Kybernetik ist im besten Sinne eine fundamentale wie auch populäre Idee, aber es zeigte sich, daß sie weniger umfassend und

der Wissenschaften markieren, insofern sie den Weg eröffnet haben, den Systemaspekt der Wirklichkeit in seinen vielfältigen Momenten wissenschaftlich erfassen zu können. Das sei an dieser Stelle ausdrücklich gegenüber scheinrevolutionärer linker Phrase betont, die mit dem Begriff der Praxis gegen den Systembegriff interveniert und glaubt, Subjekt und Humanismus vor dem Zugriff imperialistischer Machtpolitik retten zu können, wenn sie den [21] Systemcharakter der Gesellschaft leugnet, den Systembegriff abwertet oder ihn in bezug auf seine wissenschaftliche Bedeutung bagatellisiert.

So zieht J. Habermas in der Diskussion mit N. Luhmann den kürzeren, wenn er gegen dessen – auf Kenntnis von Funktionszusammenhängen der staatsmonopolistischen Gesellschaft basierender – Theorie, in der das Individuum gemäß den wirklichen gesellschaftlichen Verhältnissen zu einem vollständig in das System integrierten Moment wird („Das Subjekt muß zunächst als kontingente Selektivität gedacht werden“<sup>13</sup>), als gesellschaftlichen Heilsweg den „repressivfreien Diskurs“ aufbieten will. Dieser steht nach Habermas „... unter dem Anspruch der kooperativen Wahrheitssuche, d. h. der prinzipiell uneingeschränkten und zwanglosen Kommunikation, die allein dem Zweck der Verständigung dient ... Der Diskurs ist keine Institution, er ist Gegeninstitution schlechthin. Deshalb läßt er sich auch nicht als ‚System‘ auffassen, denn er funktioniert nur unter der Bedingung der Suspendierung des Zwangs, funktionalen Imperativen gehorchen zu müssen“.<sup>14</sup> Luhmann hat keine sonderliche Mühe nachzuweisen, daß es diese „zwanglose Kommunikation“ nicht gibt, daß auch Diskussion eine Organisation darstellt, insofern sie bestimmte Rangordnungen ausbildet, Zwänge, wie beispielsweise den, beim Thema zu bleiben usw., also als System funktioniert, das aus dem sozialen Kontext nicht herausgelöst werden kann.<sup>15</sup>

Der Verwalter gegenaufklärerischen Herrschaftswissens<sup>16</sup> hat allemal die stärkeren Truppen als der Subjektivist. weil er die Realität zur Kenntnis nimmt, sich der Wissenschaften bedient, um die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu erhalten und zu verteidigen. Der Subjektivist hingegen entmachtet sich selbst, indem er der Wirklichkeit die bloße abstrakte Idee einer Gegenwirklichkeit entgegenstellt, deren Realisierbarkeit er weder an den gesellschaftlichen Möglichkeiten mißt noch gesellschaftlich organisiert. Die sinnvolle Forderung, dieses gesellschaftliche System revolutionär zu verändern, wird hier in die Aufforderung verkehrt, den Systemcharakter der Gesellschaft aufzuheben.

Für den Marxismus-Leninismus sind beide Haltungen zu den Systemwissenschaften unannehmbar. Als revolutionäre Theorie, die das gesellschaftliche Ziel anstrebt, die gesell-[22]schaftlichen Verhältnisse grundlegend umzuwälzen und ein neues gesellschaftliches System aufzubauen, muß sie Struktur und Funktionsweise sowohl der Gesellschaft, die zu zerstören, als auch der Gesellschaft, die

---

merkwürdigerweise weniger interessant ist, als wir bei Aufstellung der Idee vor 20 Jahren hofften“. – J. Bronowski, Review of „Brains, Machines and Mathematics“ by M. A. Arbib, Scientific American, Juli 1964, Nr. 4, S. 130.

<sup>13</sup> N. Luhmann, Systemtheoretische Argumentationen, in: J. Habermas/N. Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?, Frankfurt (Main) 1971, S. 327.

<sup>14</sup> J. Habermas, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Eine Auseinandersetzung mit Niklas Luhmann, in: J. Habermas/N. Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, a. a. O., S. 201.

<sup>15</sup> Vgl. N. Luhmann, Systemtheoretische Argumentationen, a. a. O., S. 327 ff.

K. H. Tjaden hat recht, wenn er in einer Rezension zu der eben zitierten Auseinandersetzung schreibt: „In Zeiten der staatsmonopolistischen Regulierung des Kapitalismus ist der Ideologe der bürgerlichen Demokratie leider – das muß man gerade als Marxist bedauern – gegenüber der Theorie selbstregulierender Systeme durchaus im Rückzug“, in: Argument, Karlsruhe 1972, H. 1/2, S. 158.

<sup>16</sup> Sehr treffend kennzeichnet W. R. Beyer in seiner mir leider erst nach Abschluß dieses Manuskripts bekannt gewordenen Studie: „Vom Sinn oder Unsinn einer ‚Neuformulierung‘ des Historischen Materialismus“ die politische und ideologische Position Luhmanns, wenn er schreibt: „Seine (Luhmanns - C. W.) Thesen dürfen gegenwärtig als die gefährlichsten in der BRD gelten, da er unter dem Deckmantel eines ausgeklügelten Systems angeblich neutraler und moderner Observanz die alten Ladenaufhänger der Reaktion wegwirft, mit kühner Geste, an ihre Stelle aber Zukunftsperspektiven setzt, die in keiner Weise auch nur die geringste Rücksicht auf die politischen Forderungen der Arbeiterklasse nehmen. Er huldigt einem Klassen-Optimismus, wenn er ‚darauf vertraut‘, daß ‚andere (Gruppierungen, Menschen) ihre bestimmten Erwartungen, die sie jetzt noch gar nicht haben können, nach Maßgabe der Entwicklungen einer gemeinsamen Zukunft sachgemäß und komplementär zu den eigenen Erwartungen einstellen werden.‘ Denn: diese ‚Erwartung‘, daß die konträren Klassengegensätze eine *gemeinsame* Zukunft ‚erwarten‘ lassen, ist eben die ‚Erwartung‘ des monopolistischen, oligopolistischen oder staatsmonopolistischen *Kapitalismus*, nicht des Sozialismus, der ... für die Zukunft die Erfüllung *seiner* und nur seiner ‚Erwartungen‘ erwartet ...“ (Berlin 1974, S. 39)

aufzubauen ist, kennen. Dazu bedient sie sich unter anderem der Systemwissenschaften und entwickelt sie für ihre Zwecke weiter, wie das vor allem in der Sowjetunion seit langem und auf vielen Ebenen geschieht. Freilich kann das nicht unter dem Vorzeichen gegenaufklärerischer Haltung geschehen, wonach das System alles, das Individuum aber nichts ist, nicht in Abstraktion von den Zielen und der Spezifik der sozialistischen Gesellschaft und nicht unabhängig von der marxistisch-leninistischen Philosophie und Gesellschaftstheorie.

K. Hager kritisierte bestimmte Tendenzen zur Verzerrung des Verhältnisses von Systemwissenschaften und Marxismus-Leninismus folgendermaßen: „Die Konsequenz einer schematischen Anwendung kybernetischer Methoden auf die Analyse gesellschaftlicher Prozesse ist, daß die Dialektik als die unentbehrliche theoretische Grundlage für die richtige Erfassung der äußerst komplizierten Zusammenhänge zwischen den materiellen und den ideologischen Verhältnissen, zwischen der Basis und dem Überbau, zwischen Gesellschaft, Klasse und Persönlichkeit usw. beseitigt wird. Die dialektische Analyse der lebendigen widerspruchsvollen gesellschaftlichen Prozesse wird durch ein Funktionsschema ersetzt, wobei nicht selten gerade das spezifische, soziale, klassenbedingte Wesen der gesellschaftlichen Prozesse ... außer acht gelassen wird ... Um voranzukommen, um die Kybernetik auf den Grundlagen der marxistisch-leninistischen Gesellschaftstheorie mit ihren ganzen Potenzen voll zu entfalten und bei der Lösung der herangereiften Aufgaben effektiv einzusetzen, brauchen wir dringend schöpferische Diskussionen über die offenen Entwicklungsprobleme der Kybernetik und der anderen Organisationswissenschaften.“<sup>17</sup>

Diese Feststellungen K. Hagers implizieren die folgenden, für unser Thema wichtigen Probleme: Welches Verhältnis besteht zwischen Systemwissenschaften und materialistischer Dialektik, Systemwissenschaften und historischem Materialismus, wobei diese Fragestellung einschließt, das spezifische Wesen der Systemwissenschaften zu erfassen.

[23] Als Wissenschaftler und Philosophen des sozialistischen Lagers die große Bedeutung der Systemwissenschaften erkannten, sahen sie in ihnen zunächst eine glänzende Bestätigung für bestimmte Aussagen der materialistischen Dialektik und die Möglichkeit, Begriffe wie „Wechselwirkung“, „Zielstrebigkeit“ usw. präziser zu erfassen als das bisher möglich war. Dabei wurden im ersten Überschwang der Aneignung über den Identitäten die Unterschiede zwischen der materialistischen Dialektik und den Systemwissenschaften bagatellisiert oder ganz übersehen. Es dominierte eine Haltung, die in bezug auf die Kybernetik folgendermaßen artikuliert wurde: „Diese Wissenschaft bringt überall unbewußt und spontan dialektisch-materialistische Gedankengänge zum Ausdruck. Das heißt aber, die Kybernetik stellt in ihrer Gesamtheit, in ihrem wissenschaftlichen Kern (und dieser Kern ist so massiv und unerschütterlich, daß das andere, ‚die Abfälle‘, der reaktionäre philosophische Mißbrauch, die erkenntnistheoretischen Irrtümer bedeutender westlicher Kybernetiker usw., daneben, als belanglos betrachtet werden können) ein für die philosophische Abstraktion im Sinne des dialektischen Materialismus bereits weitgehend ausgereiftes Material dar und muß insgesamt als eine der eindrucksvollsten einzelwissenschaftlichen Bestätigungen des dialektischen Materialismus, die es überhaupt bis jetzt gegeben hat, betrachtet werden.“<sup>18</sup>

Die Tendenz, die Unterschiede zwischen materialistischer Dialektik und Systemwissenschaften zu verwischen, markiert sich m. E. auch in O. Langes bekannter Arbeit „Ganzheit und Entwicklung in kybernetischer Sicht“. Da auch Lange nur die Identitäten nicht aber die Unterschiede zwischen Kybernetik und Dialektik betont, legt er nahe, die kybernetische Beschreibung verschiedener aufeinander folgender Systemzustände eines sich im Sinne der Ontogenese entwickelnden Systems unmittelbar mit der marxistischen Entwicklungstheorie gleichzusetzen.<sup>19</sup>

Daß die philosophische Reflexion der Begriffe und Methoden der Systemwissenschaften nicht auf dieser ersten Stufe stehenbleiben konnte, ist durch das Wesen der materialistischen Dialektik bedingt, der die Identität nicht ohne den ihr innewohnenden Unterschied und Gegensatz zu denken gestattet

---

<sup>17</sup> K. Hager, Grundfragen des geistigen Lebens im Sozialismus, Berlin 1969, S. 48 f.

<sup>18</sup> G. Klaus, Kybernetik in philosophischer Sicht, Berlin 1965, S. 22.

<sup>19</sup> Vgl. O. Lange, Ganzheit und Entwicklung in kybernetischer Sicht, Berlin 1966.



ist. Nachdem also die grundsätzliche Verträglichkeit [24] von materialistischer Dialektik und Systemwissenschaften festgestellt worden war, ging es darum, auf einem höheren Niveau philosophischer Reflexionen einerseits ihre Unterschiede, andererseits ihre tatsächlichen Beziehungen aufzusuchen. Das war um so notwendiger, als in Kreisen bürgerlicher Wissenschaftler bereits kritische Stimmen laut geworden waren, die in Ausweitung kybernetischer und anderer systemwissenschaftlicher Begriffsbildungen und Methoden zum Weltbild zu Recht eine Verlängerung oder Wiederkehr des Mechanismus auf höherer Stufe erblickten.

Mit diesem Vorwurf trat besonders L. v. Bertalanffy auf, der nachwies, daß die Verabsolutierung solcher kybernetischer Begriffe wie „Homöostase“, „Adaptation“ zur Zielfunktion von Systemen überhaupt im Bereich des Biologischen<sup>20</sup> und Gesellschaftlichen zu einer Maschinentheorie, einem Mechanismus neuer Lesart führt, der brisante politische Konsequenzen hat, wenn er in die Psychologie und Gesellschaftstheorie eindringt. L. v. Bertalanffy zeigt das unter anderem an einer weitverbreiteten Strömung in der amerikanischen Psychologie, die Psyche als homöostatisches, gleichgewichtiges System versteht, das sich der Führungsgröße Umwelt anzupassen muß. Wird Psyche aber so definiert, dann kann ihre Funktionsweise lediglich darin gesehen werden, den inneren Gleichgewichtszustand, der durch die Konflikte und Spannungen setzende Umwelt gestört ist, wiederherzustellen, was durch verbesserte Anpassung erreicht wird. Das heißt, nach diesem Modell sind psychische Konflikte, ist der Widerspruch von Mensch und gesellschaftlicher Umwelt in jedem Fall so zu lösen, daß der Mensch nicht seine Umwelt, sondern sich selbst im Sinne der vorgegebenen herrschenden Normen verändert, daß er seine inneren Widersprüche – auch die produktiven und kreativen – zugunsten seiner Konformität mit den Verhältnissen aufgibt.<sup>21</sup>

Aus marxistischer Sicht sei hinzugefügt: In diesen Auffassungen wird die Dialektik von Individuum und Gesellschaft zerstört und an ihre Stelle die einsinnig gerichtete lineare Steuerung des Menschen seitens der objektiven Verhältnisse gesetzt. An die Stelle der weltverändernden Tätigkeit des Menschen, in der er seine Entwicklung realisiert, tritt seine bloße Anpassung an Gegebenes, eine Pseudoentwicklung, in [25] der sich seine Aktivität nur gegen ihn selbst – auf Ausmerzung seiner Widersprüche richten kann und er demzufolge pseudoaktiv bleibt. L. v. Bertalanffy hat recht, wenn er diese Konzeption als „Computer“- oder „Roboter-Modell“ des Menschen bezeichnet<sup>22</sup>, in ihr die theoretische Grundlage für die Manipulation der Massen sieht, die Möglichkeit, die Psychologie zum Handlanger reaktionärer finanzieller und politischer Interessen zu machen;<sup>23</sup> er hat recht, wenn er meint, daß Homöostase Erklärungsprinzip einer ökonomisch-kommerziellen Philosophie ist, der Konformität und Opportunismus als letzte Werte gelten.<sup>24</sup> Jedoch vermag L. v. Bertalanffy in seinem konstruktiven, systemtheoretischen Gegenentwurf die Dialektik von Mensch und gesellschaftlicher Umwelt auch nicht zu erfassen. Wenn das „Roboter-Modell“ die Steuerung des Individuums seitens der Umwelt verabsolutiert, so neigt L. v. Bertalanffy – in dem humanistischen Anliegen, die theoretische Grundlage und die Praktiken der Manipulation zurückzuweisen – dazu, dem psychischen System spontane Aktivitäten zuzuschreiben, die von der Umwelt völlig unabhängig sind. Für die Ebene der

---

<sup>20</sup> Die philosophische Grundposition dieser Organismuskonzeption ist mechanizistisch. Organismus wird als das Gleichgewichtige, Harmonische betrachtet, das innere Widersprüche nicht dulden kann, das – wenn seitens der Umwelt Störungen auftreten, die zu inneren Systemwidersprüchen führen – diese schleunigst eliminieren muß. Für diese Auffassung gibt es keine inneren Widersprüche des Organismus, sondern nur die äußeren von Organismus und Umwelt, die gelöst werden, indem sich der Organismus anpaßt.

L. v. Bertalanffy hat auf die Schwäche dieser Konzeption aufmerksam gemacht: „Das Leben ist nicht Wiederherstellen oder Aufrechterhalten des Gleichgewichts, sondern wesentlich Aufrechterhalten von Ungleichgewichten, was aus der Bestimmung des Organismus als offenes System folgt. Das Gleichgewicht zu erreichen, ist gleichbedeutend mit Tod. Wenn das Leben anläßlich einer Störung von außen nur immer einfach zum sogenannten Gleichgewicht zurückgekehrt wäre, so hätte es sich niemals über die Amöbe, erheben können, die schließlich das bestangepaßte Geschöpf ist.“ *General System Theory*, a. a. O., S. 191 f.

<sup>21</sup> Vgl. ebenda, S. 187 ff.; L. v. Bertalanffy, ... aber vom Menschen wissen wir nichts, Düsseldorf/Wien 1970, S. 19-37.

<sup>22</sup> Vgl. L. v. Bertalanffy, *General System Theory*, a. a. O., S. 191; L. v. Bertalanffy, ... aber vom Menschen wissen wir nichts, a. a. O., S. 24.

<sup>23</sup> Vgl. L. v. Bertalanffy, *General System Theory*, a. a. O., S. 191.

<sup>24</sup> Vgl. ebenda, S. 211.

Neurophysiologie formuliert er das so: „... daß die autonome Aktivität des Nervensystems ... als das Primäre zu betrachten ist. ... Der Reiz ... verursacht nicht einen Prozeß in einem ansonsten unbewegten System, sondern er modifiziert lediglich Prozesse in einem automatischen aktiven System.“<sup>25</sup> Diese Ansicht läuft – sofern sie verabsolutiert wird – darauf hinaus, die systeminneren Bedingungen und Widersprüche zu hypostasieren, womit gegen den Mechanizismus nicht die Dialektik, sondern der Irrationalismus ins Feld geführt wird. Getrennt von der Wechselwirkung der Umwelt ist die menschliche Aktivität ihrer Zielfunktion beraubt. Sie wird wie im Falle der einsinnigen linearen Steuerung seitens der Umwelt auf sich selbst zurückgeworfen, was zu Ende gedacht in den Umkreis existentialistischen Denkens führt, in dem „Wagnis“, „Risiko“, „Scheitern“ und ähnliches eigenständige und vom konkreten Ziel losgelöste Verhaltenswerte sind.

Spätestens an dieser Stelle zeigt sich, daß die enthusiastische Gleichsetzung philosophischer Kategorien mit systemwissenschaftlichen Begriffsbildungen zu kurz greift, daß das Stehenbleiben auf dieser Stufe zwangsläufig zur Verwässerung und [26] Verflachung der Dialektik, zum Rückfall in den Mechanizismus führen muß. Es macht nämlich einen grundlegenden Unterschied, ob solche Fragen wie die nach dem Verhältnis von Teil und Ganzem, von Kausalität und Zielstrebigkeit usw. in den Kontext eines philosophischen Systems eingebettet sind und in diesem ihren Platz und Stellenwert besitzen oder ob sie, getrennt und für sich genommen, als eigenständige Objekte der Untersuchung auftreten. Im ersten Falle sind sie innerhalb des philosophischen Systems eo ipso allseitig vermittelt. Wenn das *Ding* und das *Wie* seiner Existenz als System vorgestellt wird, dann ist im Rahmen der betreffenden Philosophie jeweils gleichzeitig festgelegt, was die Dinge ihrem Ursprung nach sind: Entäußerungen transzendenter Wesenheiten, subjektive Vorstellungen oder durch ihren Zusammenhang mit anderen Dingen materiell bedingte Gegenstände. Dann wird die Systemnatur der Dinge nicht unabhängig von den Auffassungen reflektiert, die in bezug auf die Bewegung und Entwicklung bestehen, wobei die zuletzt genannten Begriffsbildungen in engster Verbindung gesehen werden müssen, da der jeweilige Ding- und der jeweilige Entwicklungsbegriff einander wechselseitig bestimmen.

Das ändert sich, wenn sich die Systemproblematik in den Systemwissenschaften verselbständigt und sich aus dem philosophischen Kontext löst. Nicht daß sie damit aufhörte, konstituierender Bestandteil der Philosophie zu sein; ebensowenig wie Quantität und Maß aufhören, Kategorien der Philosophie zu sein, obgleich sie spezielle Untersuchungsgegenstände der Mathematik sind. Aber eigenständig geworden, treten an die Systemwissenschaften jene oben genannten philosophischen Fragen nun gewissermaßen von außen heran, als zu klärende philosophische Voraussetzungen und als notwendige Vorverständigung zum Beispiel in bezug auf die Frage, was die Systemwissenschaften eigentlich abbilden. Freilich kann nun – und das war vorher nicht möglich – diese Frage auch zu einer wissenschaftlich sinn- und belanglosen Frage erklärt werden, die nicht beantwortet zu werden braucht. Das ist der Standpunkt des Positivismus, der in der Regel dazu führt, daß sich die nach dem Verhältnis von Abbildung und Abgebildetem nicht „hinterfragten“ Begriffe in ontologische Aussagen verwandeln.

[27] Diese Gefahr liegt beispielsweise bei Mesarovičs Ansatz zu einer Allgemeinen Systemtheorie nahe, die auf dem Boden der formalen Logik und der Mengenlehre entwickelt werden soll. Mesarovič betont, daß alles, „was die Systemtheorie macht, darin (besteht), die formale Relation (d. h. das System) freizulegen, die bereits in den Aussagen der Theorie impliziert ist. Der Nutzen liegt selbstverständlich in den Deduktionen, die man machen kann, indem man von dem formalen System ausgeht, und die man nicht so leicht und klar machen kann, wenn man von den Aussagen selbst ausgeht ... Das Verfahren der Anwendung der Systemtheorie besteht dann darin, von den Aussagen über das Verhalten eines realen Systems auszugehen, das zugrunde liegende formale System abzuleiten und dann das Verhalten solcher Systeme zu analysieren, um Licht in die betrachtete reale Erscheinung zu bringen“<sup>26</sup>.

Hier soll natürlich nicht gegen einen formalisierten Systembegriff und dessen Anwendung polemisiert, sondern mit R. Schwarz geltend gemacht werden, daß „insofern der eigentliche Meßprozeß und

<sup>25</sup> Ebenda, S. 208, 209.

<sup>26</sup> Systems Theory and Biology – View of a Theoretician. In: Proc. III. Systems Symp. at Case Institute of Technology, ed. by M. D. Mesarovič (West-)Berlin/Heidelberg/New York 1968, S. 78, 79.

seine Voraussetzungen nicht im Blickfeld liegen ... das Verhältnis der Aussagen der Allgemeinen Systemtheorie zur objektiven Realität stark vereinfacht“ wird.<sup>27</sup> Das philosophische Problem der Beziehung von Systembegriff und objektiver Realität wird nicht reflektiert, was dazu verleitet, den abstrakten Systembegriff als ontologische Gegebenheit zu interpretieren. Das heißt, die mathematische Relation erscheint als unmittelbar in der objektiven Realität auffindbar, was in der Konsequenz darauf hinausläuft, die Welt als „Mannigfaltigkeit von Dingen mit fixierten Eigenschaften“ zu betrachten<sup>28</sup>, womit der dialektische Dingbegriff außer Kraft gesetzt und das metaphysische Substanz-Akzidenzien-Modell restauriert wäre.

Es ist hier nicht der Ort, der oft geäußerten und zutreffenden Behauptung nachzugehen, daß das Systemdenken in seiner historischen Genesis originäres Gedankengut vorwiegend auf dialektische Problemlösungen orientierter Philosophien war. Das nachzuweisen, wäre ein Thema für sich. Aber es sei wenigstens soviel gesagt, daß der Weg, der zur Erklärung der objektiven Realität aus ihren eigenen Zusammenhängen geführt hat und der der Weg zur dialektisch-materialistischen Welterklärung ist, gleichzeitig das Verständnis der Systemnatur von Welt und Dingen hervorgebracht hat. Die über weite Strecken gemeinsame Geschichte von Dialektik und Systemdenken läßt sich selbst in H. Rombachs funktionalistisch verzeichneter Geschichte der Begriffe „System“, „Struktur“ und „Funktion“ nicht übersehen, die, vom Verfasser ungewollt, und ohne daß der Dialektik überhaupt auftaucht, bemerkenswert reiches Material zu ihrer Geschichte enthält.<sup>29</sup>

Diese Tatsache ist übrigens der Ursprung für die oben skizzierte spontane und unreflektierte Gleichsetzung systemwissenschaftlicher Erkenntnisse und dialektisch-materialistischer Begriffsbildungen, die in ihrer Verabsolutierung zwar falsch ist, die aber aus den angedeuteten Gründen dennoch einen rationellen Kern enthält. Im Rahmen unseres Themas muß diese Beziehung vernachlässigt werden. Es kann nur darum gehen, die konkret-allgemeine Systemvorstellung des dialektischen Materialismus von dem seiner Natur nach abstrakt-allgemeinen Systembegriff der Systemwissenschaften zu unterscheiden.

Die Systemvorstellung des dialektischen Materialismus knüpft meines Erachtens vor allem an dessen Dingbegriff an. Sie gibt Antwort auf die Frage nach der Existenzweise, der Beschaffenheit der Dinge. Dinge sind für die materialistische Dialektik per definitionem Systeme von Qualitäten.<sup>30</sup> Diese Bestimmung impliziert, daß die Dingkonzeption des dialektischen Materialismus eine qualitative ist, das heißt, daß im Gegensatz zum mechanischen Materialismus der Dingbegriff nicht an den der Körperlichkeit und Raumerfüllung gebunden ist.<sup>31</sup> Sie impliziert – ebenfalls im Gegensatz zum mechanischen Materialismus – ferner die Gleichgültigkeit des Dingbegriffs gegen materielle und ideelle Phänomene. Sie grenzt sich außerdem gegenüber dem Substanz-Akzidenzien-Dingmodell thomistischer Prägung ab, insofern sie keine Trennung des Dings in einen monolithischen, unveränderlichen Kern (Substanz) und eine Schale äußerlicher, veränderlicher Eigenschaften (Akzidenzien) zuläßt.<sup>32</sup> Sie beinhaltet weiter, daß Dinge nicht als Summe sich gleichgültig gegeneinander verhaltender Bestimmtheiten, sondern als strukturierte (in der Mehrzahl der Fälle hierarchisch gegliederte) Ganzheiten aufgefaßt werden. Sie schließt die Erkenntnis in sich ein, daß der Dingbegriff relativ ist, daß die „Teile“ des Dings (seine Qualitäten), sofern sie ebenfalls von Qualitäten sind, in anderen Zusammenhängen als Dinge

<sup>27</sup> R. Schwarz, Philosophische und methodologische Probleme der Allgemeinen Systemtheorie, Diss., Berlin 1970, S. 79.

<sup>28</sup> Vgl. ebenda.

<sup>29</sup> Vgl. H. Rombach, Substanz; System, Funktionalismus und der philosophische Hintergrund der modernen Wissenschaft, Bd. I, II. Freiburg/München 1965-66; vgl. die Rezension von G. Kröber/C. Warnke, in: Deutsche Literaturzeitung, Jg. 91/1970, H. 6, S. 486-489.

<sup>30</sup> Vgl. Philosophisches Wörterbuch, hrsg. von G. Klaus und M. Buhr, Leipzig 1971, Bd. 1, S. 252; vgl. auch A. I. Ujomov, Eigenschaften und Relationen, Berlin 1965, S. 17.

<sup>31</sup> Vgl. A. I. Ujomov, Dinge, Eigenschaften und Relationen, a. a. O., S. 4 f.

<sup>32</sup> Vgl. J. Gredt, Die aristotelisch-thomistische Philosophie, Freiburg i. Br. 1935, Bd. I, S. 146. Hier wird das thomistische Verhältnis von Substanz und Akzidens folgendermaßen gekennzeichnet: „(Die akzidentielle Form) ist die den Stoff nebensächlich bestimmende und verwirklichende Form. Während die substantielle Form das erste Sein, das substantielle Sein, das Sein schlechthin verleiht, gibt die akzidentielle Form nur ein Sein zweiter Linie, ein nebensächliches Sein, ein Sein in einer gewissen Beziehung. Die akzidentielle Form ist daher die nebensächliche Wirklichkeit (actus accidentalis), die die Verwirklichungsfähigkeit oder Möglichkeit (potentia) der Körpersubstanz nebensächlich bestimmt oder verwirklicht.“

betrachtet werden müssen.<sup>33</sup> Sie besagt, indem sie den Dingbegriff an Qualitäten und nicht an Eigenschaften schlechthin bindet, daß die Identität der Dinge mit sich selbst auf deren *wesentliche* Eigenschaften zurückzuführen ist.

Und wenn wir schließlich den im Begriff der Qualität (= wesentliche Eigenschaft) eingeschlossenen Begriff der Eigenschaft explizieren, so kommen wir zu der Einsicht, daß für den dialektischen Materialismus die Dinge ihrer Umwelt gegenüber offene Systeme sind. Bereits Hegel diese Erkenntnis formuliert: „Ein Ding hat Eigenschaften; sie sind *erstlich* seine bestimmten Beziehungen auf *anderes*; die Eigenschaft ist nur vorhanden als eine Weise des Verhaltens zueinander, sie ist daher die äußerliche Reflexion und die Seite des Gesetzseins des Dings. Aber *zweitens* ist das Ding in diesem Gesetzsein *an sich*; es erhält sich in der Beziehung auf anderes, es ist also allerdings nur eine Oberfläche, mit der die Existenz sich dem Werden des Seins und der Veränderung preisgibt; die Eigenschaft verliert sich darin nicht. Ein Ding hat die Eigenschaft, dies oder jenes im Andern zu bewirken und auf eine eigentümliche Weise sich in seiner Beziehung zu äußern. Es beweist diese Eigenschaft nur unter der Bedingung einer entsprechenden Beschaffenheit des andern Dings, aber sie ist ihm zugleich *eigentümlich* und seine mit sich identische Grundlage.“<sup>34</sup> Das heißt, das System der Qualitäten kommt zwar dem Ding objektiv, als dessen immanente Bestimmung zu, aber nicht unabhängig und außerhalb der Wechselwirkung mit anderen Dingen.

Wir haben den Begriff des Dings mittels der Kategorie der Qualität, also durch die Begriffe des Wesens und der Eigenschaft, bestimmt. Damit erweist sich das Ding als System, das einen Maßbereich besitzt, die Fähigkeit, sich gegenüber Veränderungen identisch erhalten zu können, aber auch die Fähigkeit, zu einem anderen Ding zu werden.

Dinge sind damit in näherer und genauerer Bestimmung relativ beständige materielle oder ideelle Systeme von Qualitäten. Die Problemstellung, die sich in Systemwissenschaften (wie Kybernetik, Allgemeine Systemtheorie) verselbständigt hat, ist meines Erachtens im Umkreis des philosophischen Ding-[30]begriffs zu finden. Aber es zeigt sich bereits an dieser Stelle, alle der mit ihm verbundenen Bestimmungen in den Systemwissenschaften berücksichtigt und bearbeitet werden. So wird in ihnen davon abstrahiert, ob es sich beim System oder der Struktur, die in bezug auf ein bestimmtes Ding ermittelt wird, um für dieses Ding wesentliche Zusammenhänge, bzw. um die es tatsächlich konstituierende Struktur handelt. Die ermittelte Struktur kann eine für das Ding wesentliche oder auch unwesentliche sein, da von der abstrakten spezifischen Aufgabenstellung der Systemwissenschaften her die Frage nach dem Wesen des Gegenstandes irrelevant ist. Das Objekt der Systemwissenschaften sind ja nicht die Dinge, sondern die Systeme, Strukturen, die Verhaltensweise von Systemen usw. Nicht die philosophische Frage nach der Beschaffenheit der Dinge steht zur Diskussion, sondern das systemwissenschaftliche Problem der Beschaffenheit von Systemen. Anders gesagt: Während in der Philosophie die Dinge in der Mannigfaltigkeit ihrer allgemeinen Bestimmungen genommen werden, ihr Systemcharakter nur einen Aspekt darstellt, lautet die Fragestellung der genannten Systemwissenschaften: wie sind Systeme beschaffen, wie funktionieren sie, wobei die Antwort nicht den philosophischen Dingbegriff in der Gesamtheit seiner Aspekte betrifft, sondern in Explikation dessen mündet, was zum Umkreis des Systembegriffs gehört und diesen vertieft. Die Systemwissenschaften verhalten sich zu den Qualitäten (den wesentlichen Eigenschaften) des Dings, mit deren Hilfe es philosophisch faßbar wird, gleichgültig. Die Qualitäten treten in den Systemwissenschaften nur in ihrer *allgemeinen* Bestimmung auf, Eigenschaften zu sein, aber sie werden in ihrer *konkreten* Bestimmung, wesentliche Eigenschaften zu sein, nicht berücksichtigt, da die Auswahl der zu untersuchenden Struktur des Systems nicht vom Standpunkt des Objekts, sondern vom Standpunkt der jeweiligen Systemaufgabe erfolgt.

<sup>33</sup> Vgl. A. I. Ujomov, Dinge, Eigenschaften und Relationen, a. a. O., S. 18: „Ein qualitativ verstandenes Ding besteht ebenso wie ein Ding in der traditionellen Konzeption aus Teilen. Aber diese Teile sind keine Teile des Raumes, sondern Teile eines Systems von Qualitäten. Insofern diese Teile ihrerseits wieder Systeme von Qualitäten sind, stellen sie ebenfalls besondere Dinge dar. So kann man z. B. die magnetische und elektrische Komponente eines elektromagnetischen Feldes als besondere Dinge betrachten. Diese beiden Teile bilden ein Ganzes, aber nicht im räumlichen, sondern eben im qualitativen Sinne als zwei Untersysteme eines einheitlichen Systems von Qualitäten.“

<sup>34</sup> G. W. F. Hegel, Wissenschaft der Logik, Zweiter Teil, hrsg. von G. Lasson, Leipzig 1934, S. 110.

Zu einer Stellenwertbestimmung der ermittelten Systeme, Strukturen, Funktionsmechanismen usw. vom Standpunkt dessen, was für das Ding selbst wesentlich oder unwesentlich ist, kann man nur gelangen, wenn die Systemwissenschaften als Instrumente der mit konkreten Dingen beschäftigten Wissenschaften auftreten. Diese besitzen einen Begriff des Gegenstandes, der ihn in der Mannigfaltigkeit seiner wesentlichen [31] Eigenschaften erfaßt und damit auch vorgibt, welche Hierarchie der Systemzusammenhänge und Strukturen innerhalb des Objekts anzunehmen ist.

So sind – um zu den Gesellschaftswissenschaften zurückzukehren – die Systemwissenschaften zur tieferen Erkenntnis und besseren Beherrschung der Gesellschaft nützlich und fruchtbar, sofern ihnen von den Gesellschaftswissenschaften ein Begriff der jeweiligen Gesellschaft vorgegeben wird, in dem die qualitative Spezifik des zu untersuchenden Dings und die Hierarchie in bezug auf wesentliche, dominierende Strukturen und Prozesse bereits ermittelt ist. Die Anwendung der Systemwissenschaften auf die Gesellschaft (und das gilt für andere Dinge ebenso, für Organismen usw.) muß also, mit anderen Worten, an den konkret-allgemeinen Begriff des Dings geknüpft werden, der – wie noch zu zeigen sein wird – in bezug auf die Gesellschaft der Begriff der ökonomischen Gesellschaftsformation ist, da nur der konkret-allgemeine Begriff das Ding in der in sich vermittelten Totalität der wesentlichen Bestimmungen abbildet.

Zu Recht haben deshalb V. P. Kuzmin und andere darauf aufmerksam gemacht, daß Marx anlässlich der Untersuchung des Kapitalismus, lange bevor die Systemwissenschaften entstanden, Systembetrachtung und Systemmethoden zwar in Hülle und Fülle benutzt, daß sich diese bei ihm aber niemals zum Funktionalismus, Strukturalismus oder einem anderen „Ismus“ verselbständigen, sondern dem Ziel untergeordnet sind, das „Ding“ Kapitalismus in der Totalität seiner wesentlichen Bestimmungen zu erfassen,<sup>35</sup> und das wird mittels der dialektischen Methode erreicht, die den Einsatz aller anderen, auch der Systemmethoden, reguliert.

Das bisher Gesagte dürfte bereits deutlich machen, daß sich die Systemvorstellung des dialektischen Materialismus vom Systembegriff der Systemwissenschaften unterscheidet. Diese Behauptung wird einsichtig, wenn wir von der dialektisch-materialistischen Philosophie und den Systemwissenschaften gleichermaßen benutzte Termini auf ihre Bedeutung hin untersuchen, wenn wir beachten, was in den Begriffen jeweils an Inhalt mitgedacht bzw. wovon abstrahiert wird.

So bedienen sich sowohl die Systemwissenschaften als auch die materialistische Dialektik des Terminus „Wechselwirkung“. [32] Während die Systemwissenschaften den objektiven Sachverhalt der Wechselwirkung der Abstraktion unterwerfen, indem sie ihn in die (mathematische) Relation verwandeln, konkretisiert die Philosophie diesen Begriff, indem sie ihn um die Bestimmung des Widerspruchs bereichert. Hegel ist zuzustimmen, wenn er sagt, daß die „Wechselwirkung“ erst „an der Schwelle des (konkreten – C. W.) Begriffs“ steht, daß sie die Bewegung des Gegenstandes nicht erklären kann, weil in diesem Begriff die beiden Seiten als unmittelbar Gegebenes belassen werden. Und Lenin notiert zu dieser Stelle am Rand: „bloß ‚Wechselwirkung‘ = Hohlheit“.<sup>36</sup> Über diese Schwelle und in den Raum des konkreten philosophischen Begriffs, der die Bewegung und Entwicklung der Dinge einschließt, tritt der Begriff der Wechselwirkung, indem er als Widerspruch gefaßt wird, als Verhältnis, „worin einer der Opponenten den anderen *dominiert*“<sup>37</sup>.

---

<sup>35</sup> V. P. Kuzmin, Voprosy kačestvennogo, količestvennogo i mernogo analiza, in: Istorija marksistskoj dialektiki, Moskva 1971, S. 150. Hier schreibt der Autor: „Es wäre jedoch unzureichend, die qualitative Analyse von Marx lediglich unter dem Gesichtspunkt der Anwendung von Systemprinzipien zu charakterisieren. Denn die Systembetrachtung ist trotz ihrer außerordentlichen Bedeutung kein Allheilmittel gegen alle Übel. Ihre unreflektierte Anwendung kann zur Verabsolutierung, zu verknöchertem Systemdenken führen. An methodologischer Einseitigkeit dieser Art leiden viele zeitgenössische bürgerliche philosophische Schulen und Gruppen, wie etwa der Strukturalismus, Funktionalismus und Anthropologismus und andere, auf eine einzige Methode festgelegte ‚Ismen‘ ... Marx strebte danach, die menschliche Gesellschaft so tief und vollständig wie möglich zu erforschen und die Fülle ihrer Qualitäten, Eigenschaften, Beziehungen und Gesetzmäßigkeiten zu erforschen. Marx bezog die Methoden der wissenschaftlichen Erkenntnis stets in erstaunlich adäquater Weise auf den zu untersuchenden Gegenstand oder den zu erforschenden Aspekt der gesellschaftlichen Wirklichkeit.“

<sup>36</sup> W. I. Lenin, Bd. 38, S. 153 f.

<sup>37</sup> P. Ruben, Strategisches Spiel und dialektischer Widerspruch, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Berlin 1970, H. 11, S. 1377.

R. Schwarz kennzeichnet die unterschiedlichen Gesichtspunkte, unter denen Systemwissenschaften und materialistische Dialektik den Begriff der Wechselwirkung behandeln, folgendermaßen: „Nach der Realität hin werden die Zusammenhänge der Gegenstände als Wechselwirkung begriffen, nicht aber als bestehende mathematische Relationen. Das ist an sich die Wendung zur Philosophie hin, die meist aber nicht ausgeführt wird, indem man die Wechselwirkung auf den Begriff des Widerspruchs bringt, sondern die als widerspruchslöse Verwendung philosophischer Begriffe wie Ursache, Wirkung, Kausalitätsprinzip usw. erscheint. Den Einzelwissenschaften geht es nicht darum, das Wesen der Wechselwirkung als Widerstreit zu begreifen, was ja Sache der Philosophie ist, sondern v. a. darum, bestimmte Wechselwirkungen in den Griff zu bekommen. Hier folgt sogleich die Wendung zur Mathematik hin, indem man auf besondere Seiten der Wechselwirkung achtet, die den Gegenstand der betreffenden Wissenschaft ausmachen.“<sup>38</sup>

Oder nehmen wir den Sachverhalt, daß Systemwissenschaften und dialektisch-materialistische Philosophie das Ding als Element in Bezug auf ein gegebenes System betrachten können. Die Systemwissenschaften abstrahieren in ihrem Elementbegriff notwendig davon, daß auch Elemente ihrer objektiven Natur nach Dinge mit gegliederter Innenstruktur [33] sind. Als Elemente aufgefaßt, interessiert diese Innenstruktur nicht, sind sie per definitionem nur identisch mit sich selbst, vom Unterschied innerhalb der Identität wird abgesehen. Element ist für die Systemwissenschaften „Bestandteil einer Gesamtheit (eines Systems) von Objekten, der innerhalb dieser Gesamtheit nicht weiter zerlegt werden kann ... In kybernetischer Betrachtungsweise versteht man unter Elementen die letzten Bausteine eines kybernetischen Systems, die – bezogen auf dieses System – nicht weiter zerlegt werden können bzw. sollen und aus denen sich das System durch bestimmte Schaltungen (oder Koppelungen) aufbaut“. Und schließlich verlangt der Elementbegriff der Mengenlehre, „von allen Eigenschaften der betrachteten Objekte ... mit Ausnahme derjenigen (zu abstrahieren), Element einer bestimmten Menge zu sein“.<sup>39</sup>

An den zitierten drei Definitionen des Elementbegriffs ist ablesbar, daß dieser Betrachtungsweise ausdrücklich verboten ist, Elemente als Dinge aufzufassen. Es wird vorgeschrieben, daß und welche Abstraktionen vorzunehmen sind.

Wenn wir damit die Vorstellung vergleichen, die in der materialistischen Dialektik mit „Element“ verbunden ist, so fällt auf, daß dieser Begriff, wo immer er auftaucht, als „Elementarform“ eines konkreten, sich entwickelnden Systems verstanden wird. So lautet der erste Satz des Marxschen „Kapitals“: „Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Warensammlung‘, die einzelne Ware als seine *Elementarform*.“<sup>40</sup> Diese Aussage von Marx enthält folgende Implikationen: „Element“ ist der Begriff für ein objektiv existierendes konkretes Ding (die Ware); von der Dingnatur des Elements wird nicht abstrahiert. Das Element ist nicht das mit sich selbst Identische, sondern es enthält den Widerspruch und damit die Bewegung in sich (Widerspruch von Gebrauchswert und Tauschwert). Das so verstandene Element enthält nicht irgendeinen beliebigen, sondern den systembestimmenden, wesentlichen Widerspruch. Indem es diesen enthält, ist es qualitativ bestimmtes, konstitutives Element. Und indem es alle gesellschaftlichen Verhältnisse gemäß der eigenen Natur überformt und verwandelt, ist es Elementarform. Zwar ist ein philosophischer, dialektisch-materialistischer Begriff des Elements [34] bis jetzt nicht ausgearbeitet worden, aber ich bin sicher, daß er nur in der hier eingeschlagenen Richtung der Begriffsbildung gesucht und entwickelt werden kann. „Element“ als Begriff im Begriffsgefüge des dialektischen Materialismus kann nur als konkret-allgemeiner Begriff auftreten, das heißt als Begriff, der seinen Gegensatz an sich hat und in diesen übergeht. Der Begriff der Elementarform, wie Marx ihn gebraucht, erfüllt als Begriff diese Voraussetzung: Er ist nur in einer seiner Bestimmungen Element, in der anderen ist er System, in sich selbst bewegtes System von Gegensätzen.

Am Beispiel des dialektisch-materialistischen konkreten Begriffs der Elementarform kann sichtbar gemacht werden, daß sich hinter der auf den ersten Blick bloß methodischen Differenz in bezug auf die Abstraktions- und Verallgemeinerungsweise der Unterschied zwischen weltanschaulich revolutionärer

<sup>38</sup> R. Schwarz, Philosophische und methodologische Probleme der allgemeinen Systemtheorie, a. a. O., S. 93-94.

<sup>39</sup> Wörterbuch der Kybernetik, hrsg. von G. Klaus, a. a. O., S. 173.

<sup>40</sup> MEW, Bd. 23, S. 49.

Philosophie und für sich genommen weltanschaulich indifferenter Einzelwissenschaft verbirgt, die im Prinzip von jeder Ideologie in den Dienst genommen werden kann.

Machen wir uns das am Leninschen Begriff des Monopols klar. Für Lenin ist das Monopol Element oder Elementarform des Imperialismus. Es wird nach dem Vorbild von Marx als Einheit entgegengesetzter Bestimmungen gefaßt: als Tendenz zur Konzentration und Vereinigung des Kapitals auf immer weniger Eigentümer und als Konkurrenz innerhalb der Monopole und zwischen den monopolistischen Vereinigungen. Das Monopol ist die durch diesen Gegensatz bedingte Bewegung. Diese besteht darin, daß die Konkurrenz die jeweiligen monopolistischen Machtgruppierungen zerschlägt, negiert; in und durch Negation aber gleichzeitig neue Machtgruppierungen setzt, so daß sich gerade vermöge der Konkurrenz, des Gegensatzes zum Monopol, die Tendenz zur Monopolbildung durchsetzt. Da Konkurrenz und die Tendenz zur Vereinigung nicht in gesonderten Begriffen, nicht abstrakt gegenübergestellt und äußerlich zusammengefügt werden, da jede vielmehr das *konkrete* Gegenteil der anderen ist, die mit ihr unlöslich verbundene Voraussetzung, ist der Leninsche Begriff der konkrete Begriff des Monopols, der dessen Bewegung und Entwicklung in sich enthält. Er schließt die Erkenntnis ein, daß Monopol und Konkurrenz, indem sie sich wechselseitig negieren und setzen, auf erweiterter Stufenleiter reproduzieren, wodurch sowohl die Vergesellschaftung der Produktion zunimmt, als auch der Konkurrenzkampf verschärft und damit der Grundwiderspruch der kapitalistischen Produktionsweise vertieft wird.<sup>41</sup>

„Monopol“ kann aber auch als abstrakter, seinen konkreten Gegensatz ausschließender Begriff gefaßt werden, als bloße Tendenz zu immer umfassenderen monopolistischen Vereinigungen. Dieser Betrachtungsweise – die die typisch bürgerliche und revisionistische ist<sup>42</sup> – gilt die Konkurrenz als eine den Monopolen äußerliche, mit ihnen nicht notwendig verbundene, nicht zu ihrem Wesen gehörige Erscheinung, als ihr abstraktes Gegenteil. Sofern sie noch existiert, ist sie als Kinderkrankheit des Kapitalismus zu werten, die durch das Monopol bereits überwunden wurde. Das von seinem Widerspruch gereinigte Monopol ist notwendig dessen „toter“, bewegungslos gewordener Begriff, der keine Übergänge in andere Begriffe mehr zuläßt; der sich selbst als Ende einer begrifflichen Bewegung aus gibt und damit verewigt.

Der methodischen Entscheidung aber, Monopol als abstrakter oder als konkreten Begriff zu konstruieren, liegt eine weltanschaulich-politische Entscheidung zugrunde. Der von seinem Widerspruch gereinigte Monopolbegriff suggeriert einen von seinen Widersprüchen und Klassenkämpfen gereinigten Kapitalismus. Seine in sich ununterschiedene bloße Identität mit sich legt den Schluß auf Identität, Harmonie der Gesellschaft nahe; und seiner Unfähigkeit, in andere Begriffe überzugehen, entspricht das Anliegen der Bourgeoisie, keine qualitativen Veränderungen der Gesellschaft zuzulassen, ihre imperialistische Herrschaft zu verewigen.

Lenins Entscheidung für den konkreten Begriff des Monopols ist nicht weniger politisch. Als proletarischer Revolutionär war er daran interessiert, die Keime des Untergangs der bürgerlichen Gesellschaft in den ihr immanenten Tendenzen aufzuspüren, die objektiven Möglichkeiten für die sozialistische Revolution zu ermitteln. Das wissenschaftliche und politische Fazit, das sich aus Lenins Begriff des Monopols ergibt, ist das folgende: „In seinem imperialistischen Stadium führt der Kapitalismus bis dicht an die allseitige Vergesellschaftung der Produktion heran, er zieht die Kapitalisten gewissermaßen ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen in eine Art neue Gesell-[36]schaftsordnung hinein, die den Übergang von der völlig freien Konkurrenz zur vollständigen Vergesellschaftung bildet.“<sup>43</sup>

Verallgemeinern wir dieses Vorgehen: Über die qualitative Grenze ihres Gegenstandes hinausgehende Erkenntnis, Erkenntnis von Entwicklungsprozessen also, erfordert als Voraussetzung den

---

<sup>41</sup> Vgl. C. Warnke, Zur Dialektik des Konkret-Allgemeinen in Lenins Untersuchung und Darstellung des Imperialismus („Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“), in: Philosophenkongreß 1970, Die Leninsche Weiterentwicklung der marxistischen Philosophie, Berlin 1970; S. 79.

<sup>42</sup> Vgl. W. I. Lenin, Bd. 22, S. 278.

<sup>43</sup> Ebenda, S. 209.

konkreten Begriff, da nur dieser – in seiner positiven Bestimmung seine eigene Negation umfassend – in sein Gegenteil, in seinen Gegensatz überzugehen in der Lage ist.<sup>44</sup>

Diese spezifische Beschaffenheit des konkreten Begriffs bindet ihn unauflöslich an kritisch-revolutionäres Denken, das – um mit Marx zu sprechen – „in dem positiven Verständnis des Bestehenden zugleich auch das Verständnis seiner Negation, seines notwendigen Untergangs einschließt, jede gewordene Form im Flusse der Bewegung, also auch nach ihrer vergänglichen Seite auffaßt“ und daher „dem Bürgertum und seinen doktrinären Wortführern ein Ärgernis und ein Greuel“ ist.<sup>45</sup>

Gegenstand der dialektisch-materialistischen Philosophie ist die objektive Realität in der Totalität ihrer allgemeinen Bestimmungen. In bezug auf sie ist der System- und Strukturaspekt nur einer unter vielen, ein Aspekt, der etwas über die *Existenzweise* der Dinge aussagt. Der Systemcharakter der Gegenstände tritt in philosophischen Aussagen daher gewissermaßen als logisches Prädikat auf in Sätzen, wie: „die Dinge sind Systeme von Qualitäten“ oder „die Welt ist als ein geordnetes System materieller Gebilde zu betrachten“, wobei ausgemacht ist, daß die Dinge, die Welt usw. außerdem andere Eigenschaften besitzen, die in anderen Kategorien und Gesetzen der materialistischen Dialektik ausgedrückt werden.

Die Anerkennung des Systemcharakters der Welt und der Dinge führt in der dialektisch-materialistischen Philosophie nicht dazu, nach einer „universellen Struktur“, einer „Struktur an sich“ zu suchen. Es wird lediglich konstatiert, „daß beliebige Klassen von Erscheinungen über entsprechende Strukturen verfügen, ohne anzugeben, welche genau“<sup>46</sup>. Es geht der dialektisch-materialistischen Philosophie ferner darum, angeben zu können, auf welche Weise, vermöge welcher Vermittlungen der System- und Strukturaspekt der Dinge mit deren anderen allgemeinen Bestimmungen zusammenhängt.

V. S. Tjuchtin hat recht, wenn er im Bewußtsein dieser Beziehung der Philosophie zur Systemproblematik gegen die [37] Versuche, eine allgemeine Systemtheorie als ontologische Theorie zu schaffen, einwendet: „Die These von der Existenz einer ‚universellen Struktur‘, der ‚Struktur überhaupt‘, des ‚Gesetzes überhaupt‘, führt zur logischen Paradoxie: infolge ihrer Universalität muß eine solche Struktur die völlige *Unbestimmtheit* in bezug auf die Verfahren (Arten) der Geordnetheit verschiedener Klassen von Dingen, von denen sie abstrahiert, darstellen. Kürzer gesagt, die Anerkennung universeller Strukturen widerspricht logisch der Definition der Struktur.“<sup>47</sup>

Zum Unterschied von der philosophischen Denkweise treten „System“, „Struktur“, „Funktion“ usw. in den Systemwissenschaften als logisches Subjekt der Aussagen auf. Es wird gefragt: Welche Typen von Systemen, Strukturen und Funktionen es und wie sind diese beschaffen? Hier werden real existierende materielle oder ideelle Strukturen variabel gemacht in Bezug auf die empirischen Objekte, denen sie ursprünglich entlehnt sind, und in abstrakter (mathematischer) Weise abgebildet, also mittels abstrakt-allgemeiner Begriffsbildung erfaßt. Daraus ergibt sich folgende Lage: „Einerseits sind die mathematischen Strukturen universell in dem Sinne, daß sie keine starren Grenzen ihrer möglichen Anwendung in den verschiedensten Bereichen der Wirklichkeit haben. Andererseits (und das ist wesentlicher) gibt es keine universellen Methoden, mit deren Hilfe man alle Klassen von Aufgaben effektiv lösen könnte, die sich auf alle qualitativ verschiedenartigen Bereiche der Wirklichkeit beziehen. Mit anderen Worten, die *Spezifik* der Systemobjekte und folglich ihre Organisation, Struktur, erfordern für ihren *adäquaten* Ausdruck spezielle mathematische Strukturen (Methoden) und (oder) ihre spezielle Verknüpfung. Und das bedeutet, daß die mathematischen Begriffe und Methoden nicht über universelle Allgemeinheit wie die philosophischen Kategorien verfügen, sondern beschränkte Allgemeinheit haben, indem sie die Arten der Harmonie, Geordnetheit aufdecken, die für diese oder jene Klasse von Erscheinungen am charakteristischsten sind.“<sup>48</sup>

<sup>44</sup> Vgl. W. I. Lenin, Bd. 38, S. 213.

<sup>45</sup> MEW, Bd. 23, S. 28.

<sup>46</sup> V. S. Tjuchtin, *Sistemno-strukturny podchod i specifika filosofskogo znanija*, in: *Voprosy filosofii*, Moskau 1968, H. 11, S. 54.

<sup>47</sup> Ebenda.

<sup>48</sup> Ebenda, S. 56.



Die abstrakte Allgemeinheit der in den Systemwissenschaften abgebildeten Strukturen bedeutet ferner, daß einer objektiv realen Struktur eine „Menge mathematischer Strukturen zugeordnet ist und daß das gleiche formale System ... zwei [38] nicht nur unterschiedene, sondern sogar unverträgliche“ objektiv reale Strukturen repräsentieren kann.<sup>49</sup> Diese Feststellungen gelten unabhängig davon, ob sich die systemwissenschaftlichen Begriffsbildungen auf der Stufe der Mathematisierung befinden oder in nichtmathematischer Form erfolgen. Auf Grund ihres abstrakt-allgemeinen Charakters sind auch die Systemwissenschaften und die im Werden begriffenen allgemeinen Systemtheorien für sich genommen nicht jene etwa seit Descartes gesuchte Universalwissenschaft, die die Einheit des Wissens herstellen könnte.<sup>50</sup> Hoffnungen dieser Art formuliert beispielsweise L. v. Bertalanffy in bezug auf die Allgemeine Systemtheorie. Für deren Hauptgegenstand hält er die Ausarbeitung von Prinzipien, die für Systeme allgemein gelten, wie immer auch die Natur der sie konstituierenden Elemente und Relationen beschaffen sein mag. Naturgemäß ist eine derartige Theorie auf höchster Stufe der Abstraktion angesiedelt, weshalb L. v. Bertalanffy meint, daß sie in ihrer ausgearbeiteten Form eine logisch-mathematische, rein formale Theorie sein werde, deren objektiv reale Entsprechung die Isomorphie der Gesetze verschiedener Gebiete, die strukturellen Identitäten der Realität seien. Diese Identitäten gelte es aufzufinden und zu formulieren, da auf ihrer Grundlage die Einheit der Wissenschaften hergestellt werden könne.<sup>51</sup>

Konsequent zu Ende gedacht, müßte dieser Ansatz zur Suche nach der Struktur aller Strukturen führen, weshalb auf den Bertalanffyschen Ansatz die zitierte Kritik V. S. Tjuchtins zutrifft, daß der Begriff der universellen Struktur der Definition der Struktur logisch widerspricht. Der Begriff einer universellen Struktur muß notwendig zu logischen Widersprüchen führen, weil er die Eigenschaft der Identität und Isomorphie der Dinge einseitig fixiert, die mit der Identität zugleich gesetzten Unterschiede und Heteronomien aber aus dem Begriff ausklammert. Der objektive Widerspruch, daß die Dinge zugleich identisch und nicht identisch sind, isomorphe und unterschiedliche Strukturen aufweisen, verschwindet nicht, wenn er nicht gedacht wird. Er verschiebt sich lediglich in die Sphäre der subjektiven äußerlichen Reflexion und tritt hier als logischer Widerspruch, als Antinomie in Erscheinung.

In bezug auf diese Ambitionen gelten aber auch die in ihrem Kern nach wie vor richtigen Einwände Hegels gegen eine [39] *mathesis universalis* [Universalmathematik]. Hegels Kritik ist Kritik vom Standpunkt der Dialektik am Absolutheitsanspruch jeder abstrakt-allgemeinen Bestimmung, der Hypostasierung jeder Methode überhaupt und trifft heute die zur Ontologie erhobene Systemtheorie, den Strukturalismus, den Funktionalismus und andere mögliche, auf der Basis der Systemwissenschaften gebildete „Ismen“, wie sie zu Hegels Zeiten die Vorstellung einer möglichen *mathesis universalis* traf.

Hegel leugnet nicht, daß die Mathematik allgemeingültig ist. Aber er hält sie für eine Art der Verallgemeinerung, in der kein Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem gemacht wird, daher für einen Formalismus, der dem Gegenstand äußerlich angetan wird: „Sie hat keinen konkreten Gegenstand, welcher innere Verhältnisse an sich hätte“, es herrscht in ihr „Gleichgültigkeit des Verknüpften gegen die Verknüpfung“, es kann durch sie „das keiner Notwendigkeit Fähige“ miteinander verknüpft werden“.<sup>52</sup>

Abgesehen davon, daß Hegel die Potenzen verkennt, die die Mathematik und heute die Systemwissenschaften gerade dadurch besitzen, daß sie von der Unterscheidung zwischen für das Ding Wesentlichem und Unwesentlichem, im Ding organisch Verknüpftem und Nichtverknüpftem abstrahieren können und müssen, hat er recht, wenn er die Tätigkeit vom Typ der mathematischen als „ein für die Sache äußerliches Tun“ bezeichnet<sup>53</sup>, und wenn er daher verlangt, daß der Anwendung der Mathematik „ein Bewußtsein über ihren Wert wie über ihre Bedeutung vorangehen (müsse); ein solches

<sup>49</sup> R. Schwarz, Philosophische und methodologische Probleme der allgemeinen Systemtheorie, a. a. O., S. 98.

<sup>50</sup> Vgl. R. Descartes, Die Regeln zur Leitung des Geistes, Leipzig 1920, S. 21.

<sup>51</sup> Vgl. L. v. Bertalanffy, General System Theory, a. a. O., S. 37, 48, 86 f.

<sup>52</sup> G. W. F. Hegel, Wissenschaft und Logik, Erster Teil, a. a. O., S. 208.

<sup>53</sup> G. W. F. Hegel, Phänomenologie des Geistes, hrsg. von J. Hoffmeister, Berlin 1964, S. 36.

Bewußtsein aber gibt nur die denkende Betrachtung, nicht die Autorität derselben aus der Mathematik. Solches Bewußtsein über sie ist die Logik (d. h. die Dialektik – C. W.) selbst“.<sup>54</sup>

Ein derartiges Bewußtsein gewährleistet also die Dialektik, die die abstrakt-allgemeinen Bestimmungen miteinander vermittelt, die keine Bestimmung verselbständigt, sondern den Bau des Ganzen in seiner reinen Wesenheit“ vor sich hat.<sup>55</sup>

I. W. Blauberg und E. G. Judin kommen anlässlich der Fragestellung welche Aufgabe die Philosophie gegenüber den Systemwissenschaften zu erfüllen hat, zu folgenden Forderungen: „Der philosophischen Analyse der System-Strukturforschung obliegt einerseits die Beantwortung der Fragen von grundsätzlich methodologischem Charakter, die bei diesen [40] Forschungen auftreten. Andererseits hat sie die heuristischen Möglichkeiten und die Grenzen der Anwendung der neuen Erkenntnismethoden zu ermitteln, ihre Stellung und Rolle bei der generellen Entwicklung der modernen Wissenschaft festzustellen sowie Fälle ungerechtfertigter Verabsolutierung oder auch Unterschätzung dieser Methoden zu kritisieren ... Die diesen Aufgaben angemessene philosophische Methodologie ist die materialistische Dialektik ...“<sup>56</sup>

Den gegenwärtig wohl brisantesten und spektakulärsten Fall ungerechtfertigter Verabsolutierung systemwissenschaftlicher Begriffe und Methoden gilt es im folgenden vom Standpunkt der materialistischen Dialektik zu untersuchen.

[41]

---

<sup>54</sup> G. W. F. Hegel, Wissenschaft der Logik, a. a. O., S. 212.

<sup>55</sup> G. W. F. Hegel, Phänomenologie des Geistes, a. a. O., S. 40.

<sup>56</sup> I. V. Blauberg/E. G. Judin, Philosophische Probleme der System- und Strukturforschung, in: Sowjetwissenschaft, Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge, Berlin 1970, H. 10, S. 1063-1064; vgl. V. P. Kuzmin, Voprosy kačestvennogo, količestvennogo i mernogo analiza, a. a. O., S. 149. Kuzmin sieht die Aufgaben der marxistischen Philosophie in bezug auf die Systemwissenschaften darin: „Die intensive Ausarbeitung konkreter wissenschaftlicher Methoden (der strukturellen, funktionellen, genetischen und anderer), die auf diese oder jene Weise mit der Systembetrachtung verbunden sind, durch eine exakte philosophische Analyse zu ergänzen, die jeder von ihnen ihren realen Platz in der allgemeinen Methodologie der Wissenschaften zuweist.“

## II. Abstrakt-allgemeiner oder konkret-allgemeiner Gesellschaftsbegriff

Ziehen wir aus unseren bisherigen Betrachtungen das Fazit. Weil die Systemwissenschaften für sich genommen Erkenntnisse vom Typ abstrakter Allgemeinheit darstellen, weil sie an konkretem Inhalt leer, variabel in bezug auf empirische Objekte sind, können sie mit unterschiedlichem Inhalt verbunden werden, also auch mit unterschiedlichen Begriffen von Gesellschaft, sofern Gesellschaft nur irgendwie als ganzheitliches Phänomen verstanden wird. Sie gestatten, an die Stelle ihrer begriffenen konkreten Totalität das Modell eines Struktur- und Funktionsgefüges zu setzen, das Gesellschaft als ein *abstraktes* Ganzes abbildet.

Abstraktes Ganzes soll heißen: Es wird zwar ein Struktur- und Funktionsgefüge gesellschaftlicher Erscheinungen vorgeführt (und keine Frage, daß die abgebildeten Strukturen und Funktionen auch existieren), aber die angegebene Wertigkeit und Hierarchie der Strukturen und Funktionsmechanismen, also die Bestimmung der Gesamtqualität, kann mittels der Systemwissenschaften nicht gewonnen werden. Diese Aufgabe verlangt vielmehr einen wissenschaftlichen Begriff der Gesellschaft, der außerhalb der Kompetenzen der Systemwissenschaften liegt; und über einen solchen verfügen die bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften nicht, wiewohl das Bürgertum in der progressiven revolutionären Phase seiner Entwicklung auf dem Sprunge war, diesen zu entdecken, wiewohl es die methodischen Voraussetzungen – die Dialektik – schuf, mit deren Hilfe er zu gewinnen war.

Als das auf praktische und theoretische Weltbeherrschung orientierte Bürgertum seine eigenständige Weltanschauung zu entwickeln begann, war es vor die Aufgabe gestellt, die im mittelalterlichen Weltbild *Gott* verliehenen Bestimmungen und [42] Kategorien Schritt für Schritt heimzuholen und an den Gegenstand *Welt* zu binden. Für die mittelalterliche Zweiweltentheorie, in der sich Gott = Allgemeines, Sein, Substanz, Notwendigkeit, Zweckursache usw., und Welt = Einzelnes, Nichts, Akzidens, Zufälliges, Wirkursache usw. als getrennte, nur äußerlich aufeinander bezogene Reihen von Bestimmungen gegenüberstanden, war der Begriff des Widerspruchs keine Denknötwendigkeit.

Das ändert sich, als Allgemeines und Einzelnes, Sein und Nichtsein, Substanz und Akzidens, Notwendiges und Zufälliges usw., kurz, als gegensätzliche Bestimmungen an ein und denselben Gegenstand, an die Welt und die natürlich verursachten Dinge gebunden werden. Jetzt wird es zum Problem, wie etwas zugleich Allgemeines und Einzelnes, Sein und Nichtsein, Notwendiges und Zufälliges sein kann. Nicht der Zusammenhang innerhalb der Reihen, sondern die Vermittlung gegensätzlicher Kategorien wird zur zu lösenden Aufgabe. Etwa am Anfang dieser Entwicklung steht die großartige Idee des Nikolaus von Kues von der *coincidentia oppositorum*, in der sich noch ganz unmittelbar und ungebrochen das Erlebnis ausdrückt, daß nunmehr die Natur, die Welt zur Heimat aller Bestimmungen geworden ist.

Die „kopernikanische Wende“ auf diesem Wege tritt jedoch mit Kant ein. Kant unterzieht in seinen berühmten Antinomien den sich als Erbe der unbewältigten mittelalterlichen Zweiweltentheorie fort-schleppenden metaphysischen Denkstil einer grundsätzlichen, vernichtenden methodischen Kritik. Er erbringt den Nachweis, daß die Verabsolutierung einer einzelnen philosophischen Kategorie zum Rang einer Allaussage, das Auseinanderreißen polarer Bestimmungen zu unauflösbaren logischen Widersprüchen führt. Aber Kant resigniert angesichts der Aufgabe, ein Allgemeines zu denken, das nicht Abstrakt-Allgemeines ist, sondern in dem die entgegengesetzten Bestimmungen miteinander vermittelt sind. Er hält dieses Problem für den menschlichen Verstand für unlösbar.

Nicht so Hegel, dessen gesamtes philosophisches Bemühen darauf gerichtet ist, die von Kant hinterlassene Aufgabe zu bewältigen: die gegensätzlichen abstrakten Bestimmungen so miteinander zu vermitteln, daß sie ein Allgemeines bilden, welches nicht in Antinomien, nicht zum Regreß ins schlechte Un-[43]endliche führt. Der Weg dazu ist die dialektische Methode, die für Hegel unter dem hier zur Debatte stehenden Aspekt das Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkret-Allgemeinen ist; das Resultat dieses Weges ist der konkrete Begriff, das Konkret-Allgemeine, das den Unterschied und Gegensatz der Bestimmungen in sich enthält, in dem sich die in ihm enthaltenen Bestimmungen wechselseitig voraussetzen, bedingen, bestimmen und begrenzen. Allgemeines und Einzelnes, Sein und Nichtsein, Notwendiges und Zufälliges usw. sind für Hegel zwar für sich und abstrakt genommen

unvereinbare Gegensätze, aber gerade weil sie Gegensätze sind, sind sie unauflöslich aneinander gekettet. Das Konkret-Allgemeine ist somit ein Allgemeines, das den Widerspruch in sich enthält.

Dieser Gedankengang Hegels ist der methodisch reifste Lösungsansatz der selbstgestellten Aufgabe, die Welt als nach eigenständigen Gesetzen funktionierend zu begreifen. Aber diese kolossale methodische Leistung kommt als Fehlgeburt zur Welt, weil die Vermittlung der Bestimmungen in der Idee, im Absoluten, im Reich der Begriffe stattfindet. Somit verfehlt letztlich auch Hegel das Anliegen des progressiven Bürgertums: um die Welt zu beherrschen, sie aus ihren eigenen Zusammenhängen, ohne Rückgriff auf transzendente Kräfte und Ursachen zu erklären, was – sofern man damit ernst macht – zum konsequenten Materialismus führt. Konsequenter Materialismus liegt nur dann vor, wenn alle allgemeinen Bestimmungen an die objektive Realität gebunden werden, was seinerseits impliziert, den konkreten – den Widerspruch in sich fassenden – an die Stelle des abstrakten Begriffs zu setzen. Konsequenter Materialismus ist daher notwendig dialektischer Materialismus.

Das Bürgertum hat während seiner gesamten Existenz weder den Materialismus noch die Dialektik zu Ende durchdacht. Konsequenter materialistisch und dialektisch zu sein, verlangt, den Materialismus auch auf die Gesellschaft anzuwenden, das heißt, die wirklich existierende Gesellschaft aus ihren eigenen Zusammenhängen zu erklären. Hier aber liegt die Crux der bürgerlichen Philosophie, ihre unüberwindliche Erkenntnisschranke.

Als das Proletariat als politischer Gegner auf den Plan trat und das Bürgertum seine Unterdrückungsfunktion auszubauen [44] begann, versiegte wichtigste Quelle, aus der die Dialektik geflossen war: das Interesse am schonungslosen Aufdecken der gesellschaftlichen Widersprüche. Ein Gesellschaftsbild begann sich zu etablieren, aus dem der Widerspruch als konstitutives Prinzip und verändernde Kraft verbannt war. Gesellschaft wird jetzt einschichtig definiert als ein seiner Natur nach Identisches, weil ihre Zielfunktion auf Erhaltung des Bestehenden abgestellt wird.

Typisch für diesen Umschwung ist A. Comtes Soziologie, in der Konsensus und Harmonie die Prinzipien der sozialen Elemente sind, und der alles, was die Harmonie und Identität des Systems stört, als pathologisch gilt.<sup>57</sup> Damit leitet Comte für die bürgerliche Gesellschaftstheorie die Rückkehr zum metaphysischen Denkstil ein. Man hält sich nun wieder an einseitige Abstraktionen, z. B. an Konsensus, Harmonie, Gleichgewicht, Ordnung usw., die zum Wesen der Gesellschaft erklärt werden, während man Dissensus, Disharmonie, Ungleichgewicht, Unordnung usw. in die Sphäre des, Zufalls abschiebt.

Diese Trennung zusammengehöriger Gegensätze in unterschiedliche Sphären schafft die methodische Möglichkeit, Gesellschaft auf allen Ebenen der Betrachtung abstrakt zu behandeln. Die von ihrem jeweiligen Gegensatz gereinigten Bestimmungen werden nämlich nicht durch die ihnen eigentümlichen Gegenbestimmungen begrenzt, in ihrer Gültigkeit eingeschränkt und damit konkretisiert. Es ist unbestreitbar, daß Konsensus, Harmonie, Gleichgewicht usw. allgemeine Eigenschaften gesellschaftlicher Systeme sind; ebenso unbestreitbar ist auch das Gegenteil, daß Dissensus, Disharmonie, Ungleichgewicht usw. in jedem gesellschaftlichen System auftreten. Ob man diese oder jene Gruppe von Begriffen verabsolutiert oder ob man sie durch ein eklektisches „sowohl als auch“ in einen äußerlichen Reflexionszusammenhang bringt, läuft methodisch auf das gleiche hinaus: auf den Verzicht, von konkreten Begriffen auszugehen, das heißt von Begriffen, die ihren Gegensatz in sich fassen und in denen eine der Bestimmungen Dominanz über die andere besitzt. Letzteres ist wichtig, weil erst durch die Ermittlung der Dominanz innerhalb des Widerspruchs das im Begriff erfaßte gesellschaftliche Phänomen in bezug auf die objektive Tendenz seiner Entwicklung erfaßt wird.

[45] Der metaphysische Denkstil herrscht heute auf allen Ebenen der bürgerlichen Gesellschaftsbetrachtung: auf der Ebene der allgemeinen Gesellschaftstheorie – wie wir nachweisen werden –, und – wie wir am Begriff des Monopols gezeigt haben – auf der Ebene der Untersuchung spezieller gesellschaftlicher Phänomene.

---

<sup>57</sup> Vgl. P. Kellermann, Kritik einer Soziologie der Ordnung, Organismus und System bei Comte, Spencer und Parsons, Freiburg 1967, S. 43.

Der Rückfall der bürgerlichen Klasse auf von ihr selbst kritisierte methodische Positionen kann hinreichend nur verstanden werden, wenn man ihn als Reflex ihrer objektiven gesellschaftlichen Rolle und Funktion begreift. Das Bürgertum ist nach seinem politischen Sieg die in jeder Hinsicht herrschende Kraft innerhalb einer Klassengesellschaft, die Dominante in einem widersprüchlichen Verhältnis entgegengesetzter Klassen, die ihre Ziele und Vorstellungen nur im ständigen Kampf gegen die von ihr unterdrückte Klasse und deren politische Ziele durchsetzen kann. Diese Stellung der Bourgeoisie bedingt, daß sie ihre ökonomischen und politischen Ziele und Vorstellungen verabsolutiert, das heißt, als die Ziele der ganzen Gesellschaft ausgibt; die Ziele und Vorstellungen der unterdrückten Klassen hingegen als nicht systembestimmende, daher nur störende und zu eliminierende Erscheinungen betrachtet.

Der Kapitalismus ist nun in der Tat durch die ökonomische, politische und ideologische Vormachtstellung der Bourgeoisie gekennzeichnet, so daß die gedankliche Verabsolutierung ihrer Ziele und Vorstellungen von Gesellschaft einen Schein von Berechtigung hat, da sie ein objektiv-reales, durch die Praxis bürgerlicher Politik tausendfach bestätigtes Dominanzverhältnis widerspiegelt. Ein Dominanzverhältnis, wie gesagt, das heißt die Tatsache, daß in der widersprüchlichen Klassenbeziehung von Bourgeoisie und Proletariat die Bourgeoisie das sich selbst, seinen Gegensatz und damit den Gesamtwiderspruch bestimmende Verhältnis ist. Für die bürgerliche Ideologie verkehrt sich diese Dominanz aber unterderhand in einen Absolutheitsanspruch, den sie aus der praktischen Erfahrung ableitet, daß sie ihre Ziele viel besser durchsetzen könnte, wenn diese nicht ständig von den Gegenzielen und Gegenmaßnahmen der unterdrückten Klassen durchkreuzt würden.

Aus diesen Quellen wird der für antagonistische Klassengesellschaften typische metaphysische Denkstil gespeist, der durch keinen Erkenntnisfortschritt im einzelnen auszurotten ist und [46] der notwendigerweise einen abstrakten Begriff von Gesellschaft im Gefolge hat. Er kann nur von einer Klasse überwunden werden, die auf Grund ihrer Klassenposition den Widerspruch mit allen seinen Konsequenzen zu denken vermag.

Zur Kritik stehen die zeitgenössischen bürgerlichen „großen Theorien“ der Gesellschaft, die Vorstellungen davon, was Gesellschaft ist, wie sie funktioniert, wovon sie in Bewegung gesetzt wird usw., ein allgemeiner Gesellschaftsbegriff also, der jede vergangene, gegenwärtige und künftige Gesellschaft gültig sein soll.

Die „große Theorie“ will ihre „Überlegungen“ – laut Luhmann – „durchweg in einer höheren Abstraktionslage als die Marxsche Evolutionstheorie“ ansiedeln, so „daß die Evolutionstheorie nicht mehr analog zu Naturgesetzen als Gesetz des Entwicklungsprozesses selbst formuliert zu werden braucht, sondern als Theorie der Systemstrukturen und -prozesse, die Evolution hervorbringen, aber nicht selbst Evolution sind“<sup>58</sup>.

Diese Erklärung, in der Luhmann ein Programm formuliert, das er mit Parsons, Dahrendorf, Deutsch<sup>59</sup> und anderen teilt, richtet sich gegen den allgemeinen marxistischen Gesellschaftsbegriff, gegen den Begriff der ökonomischen Gesellschaftsformation, dessen Inhalt Marx folgendermaßen bestimmte: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte ... Verhältnisse ein, *Produktionsverhältnisse*, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. ... Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb derer sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese

<sup>58</sup> N. Luhmann, Systemtheoretische Argumentationen, a. a. O., S. 362.

<sup>59</sup> Vgl. K. Deutsch, Politische Kybernetik, Modelle und Perspektiven, Freiburg 1969. Für das Anliegen dieser Studie, in der es darum geht zu untersuchen, zu welchen Resultaten die philosophisch nicht reflektierte Verwendung systemwissenschaftlicher Begriffsbildungen zur Konstruktion eines allgemeinen Gesellschaftsbegriffs führt, hätte für den kybernetischen Ansatz anstelle von Parsons auch Deutsch stehen können. Wenn hier der Vorzug Parsons gegeben wurde, so liegt das daran, weil die bereits vorhandene marxistische Parsonskritik von marxistischer Seite (vgl. Anmerkung 2) von allgemein methodischen Aspekten her ergänzt werden sollte.

Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um.“<sup>60</sup>

Luhmann befindet sich im Irrtum, wenn er glaubt, daß der Unterschied zwischen dem von ihm angestrebten und dem marxistischen Gesellschaftsbegriff ein Unterschied in bezug auf die Abstraktionshöhe ist. Die Differenz liegt vielmehr darin, daß die bürgerliche Soziologie auf einem abstrakt-allgemeinen, die marxistische Gesellschaftstheorie hingegen aufbaut. Das bedeutet im einzelnen:

1. Indem der Begriff der ökonomischen Gesellschaftsformation als Kern der Definition den objektiven Widerspruch von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen (einschließlich Dominanz) abbildet und die allgemeine Hierarchie der Abhängigkeiten erfaßt (Basis – Überbau), ist er im obigen Sinne konkreter Begriff. Er ist aber zugleich allgemeiner Begriff, da die in ihm enthaltene Aussage, daß durch das Verhältnis von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen jede Gesellschaft bestimmt wird und ihre Entwicklungsrichtung erhält, eine Allaussage ist, eine allgemeine Aussage, die die Gesellschaft überhaupt von vornherein als historischen Wandel von Produktionsweisen, als in sich qualitativ unterschieden begreift. Der Begriff „Gesellschaft überhaupt“ enthält somit die *differentia specifica*, mittels deren er bestimmt wird, in sich, so daß er aus sich selbst, aus seinen immanenten Bestimmungen (Differenzen) ermittelt werden kann. Dieses methodische Vorgehen aber ist die Konsequenz materialistischer Gesellschaftsbetrachtung, notwendiges Resultat der Forderung, die Gesellschaft aus ihren eigenen und keinen ihr äußerlichen Zusammenhängen zu verstehen. Es geht mit anderen Worten um die „immanente Betrachtung“ des Gegenstandes, „... er wird für sich genommen, ohne Voraussetzung, Idee, Sollen, nicht nach äußerlichen Verhältnissen, Gesetzen, Gründen. Man setzt sich ganz in die Sache hinein, betrachtet den Gegenstand an ihm selbst und nimmt ihn nach den Bestimmungen, die er hat“<sup>61</sup>.

Für den hier behandelten Typus bürgerlicher Gesellschaftstheorie ist im Gegensatz dazu der Vorgang der Übertragung des Struktur- und Funktionsmodells aus anderen Wirklichkeitsbereichen oder die Verwendung ganz abstrakter Struktur- und Funktionsmodelle konstitutiv. Weil Gesellschaft nicht als Mannigfaltigkeit von Gesellschaftsformationen gedacht wird, kann die für die Bestimmung des Begriffs „Gesellschaft“ benötigte *differentia specifica* nur außerhalb des Gesellschafts-[48]begriffs gefunden werden, entweder im Begriff einer anderen Bewegungsform der Materie (Definition durch Vergleich und Abgrenzung) oder in einem übergeordneten umfangreicheren Begriff (Definition durch Subordination).

Der erste Fall liegt bei T. Parsons vor, der Gesellschaft mit Organismus vergleicht und nachträglich davon abgrenzen will. Parsons bekennt sich ausdrücklich dazu, seine strukturell-funktionale Betrachtungsweise und den auf ihr basierenden Begriff davon, wie Gesellschaft als Ganzes beschaffen sei, der Physiologie entlehnt zu haben, wenn er, sich auf Cannons „The Wisdom of the Body“ stützend, schreibt: „Ein verhältnismäßig vollständiges und explizites allgemeines System dieser Art ist für die Physiologie entwickelt worden ... Den festen Bezugspunkt für alle physiologischen Funktionsanalysen bildet die anatomische Struktur des Organismus. Die Kriterien für die Bedeutung von Prozessen wie Atmung, Ernährung usw. und ihrer dynamischen Interdependenz ergeben sich aus ihrer Funktion in bezug auf die Erhaltung dieser Struktur in einer gegebenen Umwelt.“<sup>62</sup>

Den zweiten Fall repräsentiert N. Luhmann, der, der Kritik am Organismus eingedenk, den Gesellschaftsbegriff in Beziehung und Abgrenzung von Welt schlechthin zu gewinnen trachtet. Diese Feinheiten machen aber keinen Unterschied in bezug auf den prinzipiellen methodischen Vorgang: Ob Gesellschaft als sich selbst erhaltendes und in der Anpassung an die jeweiligen Verhältnisse Stabilität

<sup>60</sup> MEW, Bd. 13, S. 8 f.

<sup>61</sup> W. I. Lenin, Bd. 38, S. 241.

<sup>62</sup> T. Parsons, Beiträge zur soziologischen Theorie, Neuwied/(West-)Berlin 1964, S. 39; vgl. P. Kellermann, Kritik einer Soziologie der Ordnung, a. a. O. Kellermann zeichnet die Tradition, zur Erklärung der Gesellschaft als Ganzes das Organismusmodell zu verwenden, sehr material- und erkenntnisreich nach. Aber er stellt sich nicht die Frage, warum dieser methodische Vorgang ein für die bürgerliche Gesellschaftstheorie notwendiges Unternehmen ist, warum sie auf andere Weise keinen Begriff von Gesellschaft entwickeln kann.

bewahrendes System verstanden wird oder als sinnbildendes System zur Erfassung und Reduzierung von Weltkomplexität; in beiden Fällen erfolgt ihre Bestimmung durch Anleihe von „außen“: bei der kybernetisch interpretierten Physiologie oder, wie bei Luhmann, bei der Allgemeinen Systemtheorie in der Lesart L. v. Bertalanffy. In dieser Hinsicht bedeutet die Methodik Luhmanns keinen Bruch mit der organizistischen Tradition der Gesellschaftstheorie, wie J. Habermas uns glauben machen will, wenn er schreibt: „Luhmanns Systemtheorie der Gesellschaft ist ihrem Anspruch nach mehr und anderes als Sozialkybernetik. Darauf beruht ihre Durchschlagskraft. Luhmann kennt den Preis reduktionistischer Verfahren ... Organismen sind auf der Basis von ‚Leben‘ integriert, Sozialsysteme auf der Basis von ‚Sinn‘.“<sup>63</sup>

[49] In beiden Fällen gibt der nicht aus ihrer inneren spezifischen Differenz gewonnene äußerliche Begriff der Gesellschaft nur abstrakte, magere Bestimmungen her, nur jeweils soviel an Verständnis für die realen gesellschaftlichen Prozesse, als an Modellvorstellungen in sie hineingelegt wurde. Die Auffassung von Gesellschaft als Organismus oder als System im Sinne von L. v. Bertalanffy wird letztlich nicht überschritten, weil das Gesellschaftsspezifische in bezug auf den Reichtum seiner Bestimmungen bei der bloßen äußerlichen Analogie oder Subsumtion gar nicht in Sicht kommen kann.

Gesellschaft gilt als System von der und der Beschaffenheit (als kybernetisches System, als allgemeines abstraktes System usw.) und als sonst nichts; und man kann in den realen gesellschaftlichen Vorgängen immer den jeweils passenden Beleg dafür finden, da ja Gesellschaft tatsächlich den genannten Systemaspekt aufweist.

W.-D. Narr kennzeichnet dieses Verfahren richtig, wenn er schreibt: Man definiert tautologisch „... etwa das System als sich selbst erhaltendes und in der Anpassung an die jeweiligen Verhältnisse Stabilität bewahrendes und folgert dann für jedes Gesellschaftssystem, daß Selbsterhaltung und Integration die nötigsten und obersten Ziele und Eigenschaften seien, eben die Ziele ..., die man vorher zur Definition des zuerst zu untersuchenden Gesellschaftssystems benutzt hat“<sup>64</sup>.

Dieses Verfahren aber führt notwendig zum Reduktionismus, zur Reduktion der Gesellschaft auf Wesensbestimmungen und Zielfunktionen des Biologischen oder (und) zur Reduktion auf abstrakt-allgemeine Bestimmungen systemtheoretischer Herkunft. Die systemwissenschaftlichen Begriffe können in der „großen Theorie“, da der konkrete Begriff der Gesellschaft fehlt, nicht spezifiziert und konkretisiert werden, das heißt nicht so zugewiesen werden, daß sie gegenstandsadäquat wären. Sie spielen hier nicht die Rolle, die ihnen ihrer Natur nach zukommt: von einem sinnvollen Gesellschaftsbegriff dirigiertes Instrumentalwissen zu sein, um den Systemaspekt der Gesellschaft präziser erfassen zu können. Sie füllen vielmehr die Lücke, die eigentlich der konkrete Gesellschaftsbegriff innehaben müßte, und setzen sich an seine Stelle.

Der Begriff der Gesellschaft wird somit im doppelten Sinne reduziert: Gesellschaft wird nur noch unter dem Aspekt auf-[50]gefaßt, System zu sein, aber auch da nicht in ihrer Spezifik als gesellschaftliches System, sondern als biologisches, kybernetisches, abstraktes systemtheoretisches usw. System. Der eigentliche Gegensatz in bezug auf Methodik und Theorienbildung in der zeitgenössischen Gesellschaftsauffassung ist also nicht dort zu finden, wo Habermas ihn sucht, nicht innerhalb des Rahmens der „großen Theorien“ der bürgerlichen Soziologie, sondern er verläuft zwischen „äußerlicher“ bürgerlicher und „immanenter“ marxistischer Gesellschaftstheorie.

Der so gewonnene organizistische oder systemwissenschaftliche Gesellschaftsbegriff, der den Fakten, Prozessen usw. als Formalismus nur äußerlich angetan wird, ist auswechsel- und wandelbar. Er kann je nach Geschmack der Kybernetik, der Spieltheorie, der Allgemeinen Systemtheorie entliehen werden und wird geborgt, primär nach Maßgabe der strategischen Ziele und. Regulierungsprobleme des staatsmonopolistischen Kapitalismus.

2. Der konkret-allgemeine Gesellschaftsbegriff der marxistischen Philosophie löst meines Erachtens eines der schwierigsten methodischen Probleme der Gesellschaftstheorie: das Problem, wie die

---

<sup>63</sup> J. Habermas, Systemtheorie der Gesellschaft oder Sozialkybernetik, in: J. Habermas/N. Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, a. a. O., S. 146.

<sup>64</sup> P. Kellermann, Kritik einer Soziologie der Ordnung, a. a. O., S. 11.

empirischen Einzelaussagen mit den allgemeinen Aussagen über die Gesellschaft vermittelt werden können. Indem der Begriff der ökonomischen Gesellschaftsformation die Begriffe des Feudalismus, Kapitalismus, Sozialismus und Kommunismus usw. umfaßt, erfüllt er die von R. Merton zu Recht gestellte Forderung, allgemeine Gesellschaftstheorie durch die Schaffung von Theorien „mittlerer Reichweite“ zu konstituieren. Merton schreibt: „Durchweg versuche ich, die Aufmerksamkeit auf das zu konzentrieren, was man Theorien der mittleren Reichweite nennen könnte: Theorien in der Mitte zwischen den kleineren aber notwendigen Arbeitshypothesen, die im Überfluß während der Alltagsroutine der Forschung entwickelt werden, und den allumfassenden Spekulationen, die ein fundamentales Begriffsschema umschließen, aus dem man eine sehr große Zahl von empirisch beobachteten Uniformitäten des sozialen Verhaltens abzuleiten hofft.“<sup>65</sup> Das heißt, gesucht wird eine „mittlere“ Ebene der Verallgemeinerung, die den Bezug zwischen den empirischen Einzelaussagen und den ganz allgemeinen Aussagen in bezug auf Gesellschaft überhaupt herstellen soll (die das Einzelne mit dem Allgemeinen [51] vermittelt). Gesucht wird mit anderen Worten der Ausweg aus dem Dilemma der bürgerlichen Soziologie, die sich seit ihrem Entstehen in der von Mills so drastisch geschilderten Antinomie von „abstraktem“ Empirismus und ebenso abstrakter „großer Theorie“ herumtreibt.<sup>66</sup>

Der Vorschlag Mertons ist der Versuch, diesen Ausweg zu zeigen. Aber da Merton seine Forderung nach Theorien „mittlerer Reichweite“ nicht an die Feststellung objektiver gesellschaftlicher Gesetze (nicht an einen Inhalt) bindet, bleibt sie rein formaler Natur. Sie kann durch die Ermittlung und Verallgemeinerung jeder (beliebigen) Regelmäßigkeit innerhalb eines Feldes gesellschaftlicher Erscheinungen erfüllt werden, das (räumlich und zeitlich) breit genug gewählt ist. Der auf diesem Wege gewonnene Gesellschaftsbegriff vermag daher keinerlei Garantie dafür zu übernehmen, ob er die zu erklärenden Erscheinungen (empirischen Daten) in bezug auf ihr Wesen erfaßt hat.

Allgemeinheit, Uniformität einer Eigenschaft, einer Beziehung ist zwar notwendiger „Indikator des Wesentlichen“, aber sie gewährleistet nicht, daß diese Eigenschaft, die Beziehung tatsächlich zum Wesen gehört.<sup>67</sup> „Allgemein“ – schreibt Lenin – „ist eine dürftige Bestimmung, jeder weiß vom Allgemeinen; aber weiß nichts von ihm als Wesen.“<sup>68</sup>

Daß das Wesen nicht auf dem Wege immer dünnerer Abstraktionen ermittelt werden kann, hat Marx vor allem anlässlich seiner Kapitalismusanalysen oft genug gezeigt: So kann aus dem Kapital etwa die Bestimmung abstrahiert werden, daß es aufgehäuften, vergegenständlichten Arbeit ist, die als Mittel zu neuer Arbeit dient, womit es lediglich in seiner dinglichen Existenzweise erfaßt ist (nicht aber als Verhältnis, in seinem Widerspruch und als Prozeß) und auf die dürftige, zeitlose, allgemeine Bestimmung „Produktionsmittel überhaupt“ reduziert wird.<sup>69</sup> Diese Abstraktion verfehlt das Wesen des Kapitals, verfehlt dasjenige, was seinen spezifischen Unterschied zu „Produktionsmittel“ überhaupt ausmacht, das nur festgestellt werden kann, wenn die gewonnene Abstraktion im konkreten Begriff seitens anderer Begriffe begrenzt, spezifiziert usw. wird.

Marx bestimmt daher das Wesen unter dem Strukturaspekt der Gesellschaft mit Begriffen wie „innerer Zusammenhang“<sup>70</sup>, [52] „innere Organisation“<sup>71</sup>, „verborgener Bau“<sup>72</sup> und unter dem Bewegungs- und Entwicklungsaspekt mit Begriffen wie „inneres Getriebe“<sup>73</sup>, „innere wirkliche Bewegung“<sup>74</sup> zum Unterschied von der Erscheinung der Dinge, „ihren äußerlich erscheinenden Lebensformen“<sup>75</sup>.

<sup>65</sup> K. Merton, *Social Theory and Social Structure*, Glencoe 1968, S. 39.

<sup>66</sup> Vgl. C. W. Mills, *Kritik der soziologischen Denkweise*, a. a. O., Kap. II u. III.

<sup>67</sup> Vgl. F. Kumpf, *Probleme der Dialektik in Lenins Imperialismusanalyse. Eine Studie zur dialektischen Logik*, Berlin 1968, S. 55.

<sup>68</sup> W. I. Lenin, *Werke*, 38, S. 256.

<sup>69</sup> Vgl. K. Marx, *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie*, Berlin 1953, S. 169. [MEW Bd. 42, S. 182]

<sup>70</sup> MEW, Bd. 25, S. 825.

<sup>71</sup> Ebenda, S. 839.

<sup>72</sup> MEW, Bd. 26.2, S. 162.

<sup>73</sup> MEW, Bd. 24, S. 218.

<sup>74</sup> MEW, Bd. 25, S. 324.

<sup>75</sup> MEW, Bd. 26.2, S. 162.



Diese Bestimmungen machen deutlich: Das Wesen ist weder eine einzelne allgemeine Eigenschaft oder Beziehung noch eine Menge solcher Eigenschaften oder Beziehungen, sondern ein in sich gegliedertes und vermitteltes Ganzes.

Merton bleibt mit seiner Forderung nach Theorien „mittlerer Reichweite“ im Umkreis des abstrakt-allgemeinen Gesellschaftsbegriffs. Er begreift nicht, daß der „mittlere“ Allgemeinheitsgrad, das Spezifisch-Allgemeine, das er anstrebt, rein formal nicht bestimmbar ist, sondern den Übergang vom Allgemeinen zum Wesen notwendig macht. Dieses Spezifisch-Allgemeine, das zwischen den empirischen Einzeldaten und den Aussagen auf der Stufe höchster Allgemeinheit vermittelt, sind aber in bezug auf die Gesellschaft die im Begriff der ökonomischen Gesellschaftsformation eingeschlossenen Aussagen über den „inneren Bau“ und „die innere wirkliche Bewegung“ der verschiedenen, einander ablösenden Gesellschaftsformationen.

Daß die Antinomie, hier „abstrakter“ Empirismus – da „große Theorie“, nur mittels des konkreten Begriffs der ökonomischen Gesellschaftsformation zu überwinden ist, hat von den bürgerlichen Soziologen am deutlichsten wohl der Außenseiter Mills begriffen, wenn er verlangt, daß der Begriff der historisch zu bestimmenden Sozialstruktur die Basis einer allgemeinen Gesellschaftstheorie zu bilden habe.<sup>76</sup>

[53]

---

<sup>76</sup> Vgl. C. W. Mill, Kritik der soziologischen Denkweise, a. a. O., S. 91, 199.

### III. T. Parsons' homöostatisches Gesellschaftsmodell

Aus den Systemwissenschaften entlehene Struktur- und Funktionsmodelle für Ganzheiten spielen in der zeitgenössischen bürgerlichen „großen Theorie“ der Gesellschaft dieselbe Rolle, die das Organisationsmodell (das Modell der Physiologie und der biologischen Ontogenese) in der älteren Soziologie spielte. Den Übergang markiert T. Parsons.

Parsons<sup>77</sup> formuliert seine Konzeption, Gesellschaft „an sich“ zum Gegenstand seiner Theorie zu machen, folgendermaßen: „Nachdem Anthropologen und Soziologen etwa eine Generation lang ihre Aufmerksamkeit auf diejenigen Erscheinungen gerichtet haben, die eine Gesellschaft von der anderen und die verschiedenen Strukturen innerhalb der gleichen Gesellschaft voneinander unterscheiden, ist in den letzten Jahren erneut das Interesse an der Frage erwacht, ob es Züge gibt, die allen menschlichen Gesellschaften gemeinsam sind und welche Kräfte die Erhaltung dieser gemeinsamen Züge bewirken.“<sup>78</sup>

Diese gemeinsamen Züge werden, wie Merton bemerkt, durch folgende – der Physiologie entlehnte – Methode ermittelt: „Zuerst werden gewisse funktionale Bedingungen des Organismus festgesetzt, die erfüllt sein müssen, wenn der Organismus überleben oder einigermaßen effektiv funktionieren soll. Zweitens wird konkret und in allen Einzelheiten beschrieben, wie die Vorkehrungen (Strukturen und Prozesse) beschaffen sind, durch die jene Bedingungen in typischer Weise und in ‚normalen‘ Fällen erfüllt werden. Wenn sich herausstellt, daß einige der Mechanismen, die für die Erfüllung jener Bedingungen typisch sind, zerstört wurden oder nicht richtig funktionieren, so wird drittens der Beobachter sich auf die Suche nach Ersatzmechanismen machen müssen, die (wenn [54] überhaupt) die notwendige Funktion erfüllen. Viertens, und das ergibt sich schon aus den bisherigen Schritten, folgt eine genaue Beschreibung der Struktur, für welche die funktionalen Bedingungen gelten, und eine genaue Beschreibung der Vorkehrungen, durch welche die Funktion erfüllt wird.“<sup>79</sup>

In Parsons' Selbstverständnis soll dieses der Physiologie entlehnte Modell jedoch keine Aussage über die Art der Struktur und die Funktionsweise der Gesellschaft, sondern lediglich methodisches Instrument, ein System von Begriffen und Orientierungsthesen für die Hypothesenbildung sein.<sup>80</sup> So bezeichne Struktur „nicht irgendeine ontologische Stabilität in den Erscheinungen, sondern lediglich eine relative Stabilität – Gleichförmigkeiten in Ergebnissen bestimmter zugrunde liegender Prozesse, die hinreichend stabil sind, um sie für pragmatische Zwecke innerhalb gewisser Grenzen als konstant anzunehmen.“<sup>81</sup>

Parsons erhebt – zum Unterschied beispielsweise von Marx – nicht den umfassenden Anspruch, „empirische Allgemeinaussagen zu formulieren (also gesellschaftliche Gesetze zu entdecken). Die Theorie der allgemeinen Physiologie, die er in Anwendung bringt, enthält nach Parsons „überhaupt keine empirische Allgemeinaussage. Sie ist lediglich ein Werkzeug, mit Hilfe dessen man bestimmte empirische Lösungen und empirische Allgemeinaussagen gewinnen kann, wenn man es auf entsprechende Daten anwendet“<sup>82</sup>.

Parsons unterliegt einem grundlegenden Irrtum, wenn er meint, Theorie und Methode so strikt trennen zu können. Das oben zitierte Modell der Physiologie ist keineswegs als bloß analytisches Werkzeug zu verstehen; es impliziert auch theoretische Aussagen über die Beschaffenheit des Organismus. Die Begriffe, die Parsons in instrumentalen Gebrauch nimmt, sind ja nicht leer an Inhalt, und das mit ihrer Hilfe konstruierte Modell ist es demzufolge auch nicht. Es macht Aussagen über eine bestimmte Weise des Existierens. „Überleben“, „Gleichgewicht“, „Integration“ usw. bilden ein Begriffsgefüge,

<sup>77</sup> Hier wird T. Parsons Lehre nicht in umfassendem Sinne dargestellt, sondern nur so weit, um sichtbar zu machen, wie bei Parsons das Verhältnis von Gesellschafts- und Systembegriff gelagert ist. Eine umfassendere Darstellung und Kritik Parsons findet sich bei E. Hahn, *Soziale Wirklichkeit und soziologische Erkenntnis*, a. a. O., S. 41-104; und B. P. Löwe, *Zum Verhältnis von spätbürgerlicher politischer Soziologie und politischer Ideologie des Imperialismus*, a. a. O., S. 50-114.

<sup>78</sup> T. Parsons, *Beiträge zur soziologischen Theorie*, a. a. O., S. 109.

<sup>79</sup> R. K. Merton, *Social Theory and Social Structure*, a. a. O., S. 103.

<sup>80</sup> Vgl. T. Parsons, *Beiträge zur soziologischen Theorie*, a. a. O., S. 15.

<sup>81</sup> Vgl. ebenda, S. 37.

<sup>82</sup> Ebenda, S. 41.

in dem die einzelnen Begriffe einander bedingen und voraussetzen. Wird Überleben nämlich als Zielfunktion des Systems angesetzt, so ist damit gleichzeitig ein Feld dazugehöriger Bestimmungen definiert. Das Begriffsgefüge ist relativ geschlossen: [55] sowohl als Theorie als auch in bezug auf die methodischen Möglichkeiten, die es impliziert.

Parsons überträgt dieses Modell auf einen anderen Wirklichkeitsbereich, auf die Gesellschaft, und sieht seine Aufgabe darin, hier die entsprechenden analogen Strukturen, Funktionen usw. ausfindig zu machen, die das Modell erfüllen. So ist für Parsons das gesellschaftliche Begriffspaar „Handelnder – Situation“ analog dem Begriffspaar „Organismus – Umwelt“ in der Biologie.<sup>83</sup> Auf diesem Wege werden die von Parsons für Leerformeln gehaltenen Begriffe der Physiologie mit gesellschaftlichem Inhalt erfüllt, und deren Gesamtheit und Begriffsgefüge wird dann als Struktur- und Funktionsweise der Gesellschaft ausgegeben.

Es sei unbestritten, daß auf diese Weise bestimmte Struktur- und Funktionszusammenhänge der Gesellschaft aufgedeckt werden können. Aber die Reichweite dieses Vorgehens erstreckt sich nur so weit, wie objektive Identitäten zwischen Organismus und Gesellschaft existieren. Die Spezifik der Gesellschaft, die jenseits dieser Identitäten liegt, kann auf diese Weise nicht ermittelt werden. Das physiologische Modell als Ganzes verändert nämlich – wenn es übertragen wird – nicht seine Natur, es behält seine von der Physiologie geprägten Struktur- und Funktionsbestimmungen bei. Parsons prüft nicht, ob das von ihm gewählte Modell angesichts der Spezifik eines anderen Wirklichkeitsbereichs das Wesentliche erfaßt, ob es immanente spezifische Bestimmungen der Gesellschaft widerspiegelt, sondern er fragt nur, welche Mechanismen in der Gesellschaft Stabilität, Gleichgewicht herstellen und in bezug auf *was* Stabilität, Gleichgewicht besteht. Damit verwandeln sich die vermeintlich heuristischen Begriffe aber in ontologische Bestimmungen. Gesellschaft ist nun objektiv auf die Zielfunktion Überleben festgelegt. Stabilität, Gleichgewicht usw. sind für Parsons letzte gesellschaftliche Werte, die zu erhalten und herzustellen sind, weil sie Gesellschaft definieren, das heißt, weil sie als Begriffe auftreten, die selbst nicht bestimmt, sondern vorausgesetzt sind und in bezug auf die anderen Begriffe definiert werden.

Parsons kann die beabsichtigte positivistische Trennung von Theorie und Methode also nicht durchhalten, weil sie objektiv nicht zu realisieren ist. Indem sich bei Parsons die Methode [56] unterderhand in ein System theoretischer Aussagen verwandelt, stellt sich die Einheit gewissermaßen hinter seinem Rücken wieder her, und zwar als schlechte, unreflektierte Einheit, als Einheit, in der die Unterschiede ausgelöscht sind. Das Resultat, das die Anwendung des physiologischen Begriffssystems gezeitigt hat, ist nicht reicher als das Ausgangsmodell. Parsons erhält nichts anderes zurück als das, was er in die Analyse hineingetan hat: die kahlen abstrakten Begriffe „Überleben“, „Stabilität“, „Gleichgewicht“ usw., unter die die gesellschaftsspezifischen Begriffe subsumiert sind. Ob Parsons das will oder nicht, er subsumiert die gesellschaftsspezifischen Begriffe unter ein der Physiologie angehöriges Begriffsgefüge, das ihnen ihren Platz, ihren Stellenwert und ihre Bedeutung zuweist, so daß Gesellschaft als Ganzes als Spezialfall von Organismus verstanden wird. Wie sehr dieses Vorgehen auf die Interpretation der gesellschaftlichen Phänomene Einfluß nimmt, hat A. Rapoport am Konflikt gezeigt.

So kann – wenn Gesellschaft, wie bei Parsons, als homöostatisches System betrachtet wird – ein empirisch konstatiertes gesellschaftlicher Konflikt als dysfunktionale Abweichung betrachtet werden, die von unzulänglicher Funktionstüchtigkeit der Gleichgewicht herstellenden Kräfte der Gesellschaft herrührt, oder – wenn Gesellschaft als ein sich entwickelndes System aufgefaßt wird – als Symptom für den nächsten Entwicklungsschritt gelten.<sup>84</sup>

Die „äußerliche“ Gesellschaftserklärung, die bloße Subsumtion gesellschaftlicher Sachverhalte unter abstrakt-allgemeine Modelle, führt, wenn sie nicht vom konkreten Gesellschaftsbegriff als seiner Basis getragen wird, zur Verabsolutierung jeweils eines Aspekts der zu interpretierenden Erscheinung und damit zur Beliebigkeit.

<sup>83</sup> Vgl. Ebenda, S. 52.

<sup>84</sup> Vgl. A. Rapoport, Methodology in the Physical, Biological and Social Sciences, in: General Systems, Vol. XIV, a. a. O., S. 182.

An dieser Stelle ist eine Anmerkung zur Stellung und Funktion des konkreten Begriffs im Erkenntnisprozeß gesellschaftlicher Erscheinungen nachzutragen: Der Weg von der unerkannten Erscheinung (den unbekanntem empirischen Daten) zur erkannten Erscheinung ist kein logischer Akt der Subsumtion der empirischen Daten unter abstrakt-allgemeine Begriffe. Abstrakt-allgemein in bezug auf die Gesellschaft sind auch in sich zusammenhängende Begriffsgefüge, die einer anderen Bewegungsform der Materie angehören (deren Wesen [57] sie abbilden!) oder den Abstraktionen der Systemwissenschaften entliehen sind, da sie an der Gesellschaft nur diejenigen Eigenschaften zu erfassen vermögen, die sie mit dem anderen Wirklichkeitsbereich oder den in den Systemwissenschaften verallgemeinerten Strukturen teilt. Der Weg von den unerkannten zu den erkannten gesellschaftlichen Erscheinungen muß daher über die Ermittlung des Wesens, des zugleich Allgemeinen und für die Gesellschaft Spezifischen führen: wie gezeigt wurde, über den konkret-allgemeinen Begriff der ökonomischen Gesellschaftsformation, der ein vom Physiologischen sehr verschiedenes Gefüge von Bestimmungen darstellt. Der Weg vom unmittelbar gegebenen, unerkannten Konkreten zum erkannten Konkreten, von der unerkannten zur erkannten Erscheinung könnte idealisiert folgendermaßen beschrieben werden: Der Prozeß beginnt mit dem Unmittelbaren, der unerkannten Erscheinung, mit dem sozusagen Abstrakt-Konkreten, das insofern abstrakt ist, als keine Kenntnis der Zusammenhänge existiert, die die Erscheinung regieren. Auch auf der Stufe des Abstrakt-Allgemeinen werden die inneren Beziehungen des Ganzen noch nicht sichtbar, aber es werden Eigenschaften, einzelne Zusammenhänge usw. abstrahiert und verallgemeinert. Auf der Stufe des Konkret-Allgemeinen wird das Abstrakt-Allgemeine zum Gegenstand von Operationen, indem die Beziehungen zwischen den Abstraktionen aufgesucht, ihre Hierarchie ermittelt, also das Wesen festgestellt wird. Der Übergang zur erkannten Erscheinung, ins Konkret-Besondere, ist nochmalige Konkretisierung des in einer seiner Bestimmungen bereits Konkreten.

Der „Mittler“ zwischen den Stufen dieser Vermittlung ist jeweils diejenige der beiden Bestimmungen, die – um an die Hegelsche Schlußweise anzuknüpfen – in der Aussage als Prädikat auftritt. Sie wechselt ihren Platz und wird in der nächsten Prämisse zum Subjekt der Aussage. Der ganze „Schluß“, der die unerkannte unmittelbare in die erkannte vermittelte Erscheinung überführt, ist daher folgendermaßen vorzustellen: das Konkrete ist abstrakt; das Abstrakte ist allgemein; das Allgemeine ist konkret; das Konkrete ist konkret.

Parsons unterschlägt die Stufe des Konkret-Allgemeinen. Er schließt zu kurz. Er begnügt sich angesichts der gesamtgesellschaftlichen Analyse mit deren (noch dazu auf einen be-[58]stimmten Typ von System festgelegten) Systemaspekt. Die theoretischen Folgen des zentralen Fehlers der Parsonsschen Methodik trifft W.-D. Narr, wenn er schreibt: „Die Quintessenz einer durchgeführten und nachgeprüften Analyse: Gesellschaft als System, steht schon am Beginn der Analyse nicht mehr zur Diskussion. Der heuristisch-notwendige Zweck des Systemdenkens schlägt um in eine Zweckheuristik des Systems, d. h., es wird nicht mehr das System als Problem untersucht, sondern nur noch Problem des Systems. Der heuristisch-konstruktive Sinn der Systemanalyse wird bestenfalls am Beginn konstatiert, es mangelt aber die heuristische Rückkopplung, da alle Untersuchungselemente vom System abgeleitet werden und das System selbst, sein Überleben, den Maßstab abgibt.“<sup>85</sup>

Es werden nur noch Probleme des Systems untersucht. Damit tritt der abstrakte Systembegriff an die Stelle des Gesellschaftsbegriffs und wird zum Subjekt, dessen Prädikate zu ermitteln sind. *Eine* Eigenschaft des konkreten Ganzen wird zum Ganzen hypostasiert.

Dieses Ganze, dessen Zielfunktion das Überleben als effektives Funktionieren ist, muß bestimmte funktionale Bedingungen erfüllen, die Parsons in Form von vier „funktionalen Imperativen“ beschrieben hat. Diese sind:

„1. Die Aufrechterhaltung der institutionalisierten kulturellen Muster, um die sich ein soziales System organisiert (pattern maintenance = Verhaltensmustererhaltung); 2. die Formierung einer Ordnung der interindividuellen und interkonstitutionellen Relationen durch Einpassen der funktional differenzierten Rollenkomplexe und Teilbereiche in den gesamten Systemprozeß (integration = Integration); 3. die

<sup>85</sup> W.-D. Narr, Theoriebegriffe und Systemtheorie, Stuttgart/(West-)Berlin/Köln/Mainz 1969, S. 171.

Realisierung von kollektiv zu erreichenden Zielen (goal-attainment = Zielerreichung) und 4. die Auseinandersetzung des Systems mit seinen Umweltbedingungen, insbesondere die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse eines Sozialsystems und seiner Mitglieder (adaption = Anpassung).“<sup>86</sup>

Den vier funktionalen Imperativen entsprechen vier Systeme: der Anpassung das ökonomische System (einschließlich Technik und Wissenschaft), der Zielerreichung das System der gesellschaftlichen Macht, der Integration das System der Rechtsnormen, der Verhaltensmustererhaltung die Sozialisierungsinstanzen.

[59] Alles das, was zur Aufrechterhaltung des Systems beiträgt – zur Verhaltensmustererhaltung, zur Integration, zur Zielerreichung, zur Anpassung, alles also, was das Gleichgewicht und die Stabilität des Systems fördert, gilt als „funktional“, und alles das, was das Gleichgewicht stört, die Stabilität und Effektivität beeinträchtigt, gilt als „dysfunktional“. Funktion ist per definitionem systemerhaltende Wirkung eines Elements. „Ein Prozeß“ – schreibt Parsons – „oder eine Reihe von Bedingungen können entweder zur Erhaltung (oder Entwicklung) des Systems ‚beitragen‘ oder aber sie sind ‚dysfunktional‘, d. h., sie beeinträchtigen die Integration, die Wirksamkeit usw. des Systems.“<sup>87</sup>

Diese Bestimmung von Gesellschaft als System ist – weil unkonkret – einseitig. System auf die Ziel-funktion Selbsterhaltung, Stabilität durch Integration, abzustellen, verabsolutiert nicht nur den Systemaspekt von Gesellschaft, sondern auch noch einen bestimmten Systembegriff, den des homöostatischen Systems, zum System schlechthin. Daß Parsons Homöostase und System für identisch hält, geht aus folgender Äußerung hervor: „Theoretisch ist der Begriff des Gleichgewichts ein einfaches Korrelat zu dem des Systems, der Interdependenz der Bestandteile als miteinander Verbundener. Der Begriff des Systems ist seinerseits so grundlegend für die Wissenschaft, daß es auf Ebenen hoher theoretischer Allgemeinheit keine Wissenschaft ohne ihn geben kann.“<sup>88</sup> Der homöostatische Systembegriff schließt die historische Betrachtungsweise aus. Er verleitet dazu, den zeitweiligen, an historische Bedingungen geknüpften Zustand der relativen Stabilität der Gesellschaft als den „Normalzustand“ der Gesellschaft zu betrachten (eine Annahme, die ihrer Begrifflichkeit nach völlig in den Bereich der Physiologie gehört, und die in bezug auf historische Gegenstände sinnlos ist) und den Zustand der Instabilität und des Wandels als das „Unnormale“ aufzufassen.

Damit werden die wirklichen Verhältnisse auf den Kopf gestellt. In bezug auf gesellschaftlich-historische Objekte, die durch den Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen vorangetrieben werden, ist die Entwicklung das über die identische und erweiterte Reproduktion der Strukturen letztlich übergreifende Moment. Alles Stabile, sich identisch Reproduzierende existiert hier nur zeitweilig.

[60] Bei Parsons wird die Konstellation innerhalb des Widerspruchs „zwischen relativer Stabilität und absoluter Instabilität sozialtheoretisch uminterpretiert in eine relative Instabilität (erzeugt durch Konflikt bzw. Dysfunktion) und eine absolute Stabilität (verkörpert durch das Gleichgewicht)“<sup>89</sup>. Unter diesem Gesichtspunkt ist richtig hervorgehoben worden, daß Parsons' soziologische Theorie innerhalb der bürgerlichen Soziologie den „Anti-Marx“ verkörpern soll. In diesem Zusammenhang aber lautete Marx' Frage immer: Wie entwickelt sich die Gesellschaft? – während Parsons auf das Problem der Stabilität der Gesellschaft aus ist.<sup>90</sup>

Parsons Gesellschaftstheorie markiert sowohl allgemeine Züge der spätbürgerlichen Gesellschaftstheorie als auch eine spezifische Variante, ein spezifisches Stadium in der Entwicklung des Imperialismus.

---

<sup>86</sup> Zitiert in: H. Holzer, Gescheiterte Aufklärung? Politik, Ökonomie und Kommunikation in der Bundesrepublik, a. a. O., S. 436; vgl. T. Parsons, An Outline of the Social System, in: T. Parsons, K. D. Naegele, J. R. Pitts (eds.), Theory of Society, Glencoe 1961, S. 38; T. Parsons, Societies, Englewood Cliffs 1966, S. 7.

<sup>87</sup> T. Parson, Beiträge zur soziologischen Theorie, a. a. O., S. 38.

<sup>88</sup> T. Parsons, The Point of View of the Author, in: The Social Theories of Talcott Parsons, hrsg. von M. Black, Englewood Cliffs 1961, S. 337.

<sup>89</sup> B. P. Löwe, Zum Verhältnis von spätbürgerlicher und politischer Soziologie und politischer Ideologie des Imperialismus, a. a. O., S. 109.

<sup>90</sup> Vgl. E. Hahn, Soziale Wirklichkeit und soziologische Erkenntnis, S. 85.

Die allgemeinen Charakteristika, die sie mit ihren bürgerlichen Kritikern teilt, sind grundsätzlicher methodischer und theoretischer Natur: 1. Die gesamtgesellschaftlichen Theorien basieren nicht auf einem konkreten Begriff der Gesellschaft, sondern auf einem abstrakten Systembegriff; 2. Gegenstand der „großen Theorie“ sind nicht Strukturart und Funktionsweise der gegebenen Gesellschaften, sondern die von Gesellschaft schlechthin; 3. Die Leerformel Gesellschaft = System wird mit dem konkreten Inhalt der Strukturen und der Funktionsweise des staatsmonopolistischen Kapitalismus erfüllt und als Modell für jegliche Gesellschaft überhaupt ausgegeben. Das heißt, ein realgesellschaftlicher status quo wird zur Ordnung von Gesellschaft schlechthin erklärt;<sup>91</sup> 4. Diese auf *eine* universelle Struktur und eine universelle Funktionsweise abgestellte Gesellschaft, die die praktischen und ideologischen Bedürfnisse des staatsmonopolistischen Kapitalismus in stilisierter Form repräsentiert, gilt, weil für universell, auch für qualitativ unveränderlich. Sie kennt keine Geschichte im eigentlichen Sinne, sondern nur Zustandsänderungen, höchstens „sozialen Wandel“ im Rahmen eines vorgegebenen ewigen, allgemeinen Systems; 5. Die spätbürgerlichen Gesellschaftstheorien sind auf Grund dieser gemeinsamen methodischen und theoretischen Grundlage ihrem Wesen nach konservativ, [61] so sehr sich ihre Erscheinungsformen auch wandeln. Innerhalb der durch diese Grundstruktur abgesteckten Rahmen gibt es breiten Spielraum, innerhalb dessen unterschiedliche Varianten der „großen Theorie“ entwickelt werden können, genauer: entwickelt werden müssen – weil der Imperialismus ein jederzeit zugriffsbereites Reservoir an unterschiedlichen Theorien benötigt, um sich an die sich verändernden inneren Verhältnisse des Systems und an die sich verändernde Weltsituation anpassen zu können.

L. I. Breschnew äußerte sich auf der internationalen Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien in Moskau 1969 folgendermaßen: „Die inneren Prozesse und die Politik des Imperialismus werden durch das Anwachsen der Macht des Sozialismus, durch die Liquidierung des Kolonialregimes, durch den Ansturm der Arbeiterbewegung immer stärker beeinflusst. Viele wichtige Merkmale des modernen Imperialismus erklären sich daraus, daß er gezwungen ist, sich den neuen Bedingungen, den Bedingungen des Kampfes der zwei Systeme anzupassen.“<sup>92</sup> Und er kennzeichnete Zweck und Resultat dieser Anpassung: „Es steht außer Zweifel, daß der Imperialismus auch künftighin bestrebt sein wird, neue Möglichkeiten zu finden, um seine Existenz zu verlängern ... Je weiter der Imperialismus mit seinen Versuchen geht, sich der Lage anzupassen, desto tiefer werden seine inneren sozialökonomischen Antagonismen.“<sup>93</sup> E. Honecker charakterisierte diese Anpassung unter den Bedingungen des veränderten Kräfteverhältnisses zwischen dem kapitalistischen und sozialistischen Lager so: „Unter dem Druck der Veränderungen des internationalen Kräfteverhältnisses zugunsten des Sozialismus versucht der Imperialismus, sich den neuen Bedingungen des Klassenkampfes anzupassen und seine alten Ziele mit anderen Methoden dennoch zu erreichen.“<sup>94</sup>

Der Imperialismus ist gezwungen, sich anzupassen. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß er die historische Initiative verloren,<sup>95</sup> die Fähigkeit eingebüßt hat, seine Strategie weitgehend selbständig zu bestimmen. Sie wird ihm durch sein Verhältnis zum sozialistischen Lager aufgedrängt, sie entsteht vorwiegend auf dem Wege eines passiven, reaktiven Vorgangs, „als eine erzwungene Selbstveränderung zum Zwecke der Herstellung von Übereinstimmung oder Entsprechung zu [62] etwas anderem ... Anpassung an etwas erfolgt nur dann, wenn es dem betreffenden Objekt nicht möglich ist, dieses Andere so zu verändern, daß Übereinstimmung, Entsprechung, hergestellt werden kann“<sup>96</sup>.

Weil der Imperialismus angesichts der erstarkenden Macht des sozialistischen Lagers nicht mehr in der Lage ist, auf dessen Strategie und Entwicklung entscheidend einzuwirken, weil im Widerspruch der beiden Lager die Dominanz auf das sozialistische System übergegangen ist, das als dominante

<sup>91</sup> Vgl. H. Holzer, Gescheiterte Aufklärung? Politik, Ökonomie und Kommunikation in der Bundesrepublik, a. a. O., S. 241 ff.

<sup>92</sup> Internationale Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien, Moskau 1969, S. 176.

<sup>93</sup> Ebenda, S. 177-178.

<sup>94</sup> E. Honecker, Bericht des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands an den VIII. Parteitag der SED, in: Protokoll der Verhandlungen des VIII. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Bd. 1, Berlin 1971, S. 39.

<sup>95</sup> Vgl. O. Reinhold, Der Imperialismus in der BRD, in: Einheit, Berlin 1971, H. 6, S. 763.

<sup>96</sup> G. Pawelzig, Anpassung, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Berlin 1972, H. 2, S. 219.

Seite sowohl in hohem Grade seine Entwicklung und Strategie eigenständig bestimmt als auch die Richtung der gesellschaftlichen Gesamtentwicklung determiniert, ist sein Verhalten heute primär auf Überleben durch Anpassung ausgerichtet. Die Anpassung des Imperialismus an eine Entwicklung, die er nicht mehr selbstherrlich bestimmen kann, verlangt ein hohes Maß an Flexibilität und Variabilität in bezug auf seine Strategien, erfordert zum Zwecke der Erhaltung der gegebenen gesellschaftlichen Grundqualität, daß die systeminterne Beweglichkeit und Veränderlichkeit erhöht wird. Daß diese Umstellung auf Anpassung an das veränderte Kräfteverhältnis dem Imperialismus nicht leicht geworden ist, bezeugt in bezug auf die Außenpolitik J. K. Galbraith, wenn er schreibt: „Die sechziger Jahre werden in Ermangelung nachhaltiger und erfolgreicher Bemühungen um ein Umdenken mit zu den düstersten Abschnitten amerikanischer Außenpolitik gerechnet werden. Nur noch übertroffen vom Zustand der Städte, wird die Außenpolitik als das erstrangige Katastrophengebiet des amerikanischen Lebens betrachtet werden, und ihr wird ein großer Teil der Schuld am Mißbrauch der Energien und Mittel zugeschrieben werden, die wiederum Unruhe in den städtischen Ghettos sowie Entfremdung und Aufruhr in den Universitäten auslösen.“<sup>97</sup> „Heute, zehn Jahre später, blicken wir zurück auf eine anscheinend ununterbrochene Kette von Katastrophen.“<sup>98</sup>

Die zunehmend geschichtsbestimmende Rolle des Sozialismus äußert sich – wie Galbraith in den eben zitierten Zeilen andeutet – nicht nur direkt, indem das sozialistische dem imperialistischen Lager beispielsweise den Zustand der friedlichen Koexistenz aufzuzwingen vermochte, der den Raum für weiteres ungestörtes Wachstum des sozialistischen Systems und [63] die Möglichkeit zur Festigung seiner Dominanz schafft. Sie äußert sich auch indirekt: auf dem Wege der Aktivierung des Klassenkampfes in den imperialistischen Staaten, deren progressive Kräfte zu begreifen beginnen, daß die sozialistische Gesellschaftsordnung die weitaus größeren Potenzen zur Lösung von gesamtgesellschaftlichen Problemen besitzt, die angesichts des hohen Vergesellschaftungsgrads der Produktivkräfte massenhaft auftreten. Unter dem Druck dieser Kräfte sind die herrschenden Klassen gezwungen, systemfremde Modelle – wenn auch angepaßt an und abgewandelt durch das eigene System – zuzulassen. Die selbst bestimmte eigene Linie beginnt, dem sich anpassenden Imperialismus gewissermaßen abhanden zu kommen.

Die mit dem Anpassungscharakter des gesellschaftlichen Geschehens verbundenen Implikationen finden im Werdegang der „großen Theorie“ von Parsons und Luhmann ihren Niederschlag. Sie sind eher eine Gesamtheit je nach Situation auswechselbarer Varianten imperialistischen Herrschaftswissens als die eigenständige Entwicklungslinie einer Theorie, deren Wahrheitsgehalt im Fortschreiten begriffen ist. Sofern sie so etwas wie eine Entwicklungslinie aufweisen, folgt diese jenen praktischpolitischen, ökonomischen und ideologischen Problemen, die mit den inneren und äußeren imperialistischen Regulierungserfordernissen aufgeworfen werden, wobei in den letzten zehn Jahren in zunehmendem Maße die strategischen Aufgaben theoretisch formuliert wurden, die sich aus der Konfrontation der Systeme ergeben. Wie aber in der politischen Praxis aus den genannten Gründen der Pluralismus der Parteien, der Pluralismus der auswechselbaren Lösungswege für ein und dieselbe Stabilisierungsaufgabe das letzte Wort hat, so ist auch auf dem Gebiet der Gesellschaftskonzeptionen Pluralität der Theorien das Gebot der Zeit. Wenn ein Reservoir an unterschiedliche Situationen und Aufgaben angepaßter theoretischer Modelle existiert, die in bezug auf ihren theoretischen Gehalt als prinzipiell gleichwertige Konkurrenten gelten können, entscheidet nur noch die Zweckmäßigkeit darüber, welches der Modelle anzuwenden ist, nicht aber ein Wahrheitsbegriff, der Erkenntnis als sich entwickelndes Wissen begreift und in dem frühere Stufen dialektisch aufgehoben sind. Freilich kann auf einer solchen Wahrheitstheorie nur eine Ge-[64]sellschaft bestehen, die die geschichtliche Entwicklung aktiv bestimmen, die ihr eine Richtung zu geben vermag. Eine Gesellschaft hingegen, die auf Anpassung angewiesen ist, verwandelt das Verhältnis von Theorie – Wahrheit – Zweckmäßigkeit in die zu kurz geschlossene Beziehung von Theorie und Zweckmäßigkeit.

<sup>97</sup> J. K. Galbraith, Die Lehren aus einem schlechten Jahrzehnt amerikanischer Außenpolitik, in: Europa-Archiv, Nr. 5/1971, S. 159.

<sup>98</sup> Ebenda.

Ihre reifste und bewußteste theoretische Artikulation findet diese kurz geschlossene Beziehung von Theorie und Zweckmäßigkeit bei Luhmann. Auf der methodischen Grundlage seines Äquivalenzfunktionalismus (wonach in bezug auf jedes Ziel auswechselbare Mittel und in bezug auf jedes Mittel auswechselbare Ziele existieren), der für Luhmann der kausalen Erklärung vorgeordnet wird, wird das Wahrheitsproblem als der metaphysischen Ontologie angehörig und überholt angesehen.<sup>99</sup> Ideologien sind daher nicht in bezug auf ihren Wahrheitsgehalt<sup>100</sup> und auf Machtverhältnisse, nicht in bezug auf ihre Legitimation<sup>101</sup> zu „hinterfragen“, sondern nur in bezug auf ihre funktionale Angemessenheit hinsichtlich der gegebenen Optimierungsaufgabe zu bewerten: „Der Opportunismus wird bestandswesentlich.“<sup>102</sup>

Uni noch einmal auf Parsons zurückzukommen: Sein hier skizziertes Gesellschaftsmodell repräsentiert eine bestimmte Variante in bezug auf die Losung imperialistischer Regulierungsaufgaben. Der Akzent wird nicht auf das Verhältnis von System und Umgebung, sondern auf die zielkonforme Ausrichtung der systeminneren Prozesse gesetzt. Umgebung bleibt in bezug auf das Gesamtsystem nahezu unbestimmte Randbedingung. Sie interessiert nur soweit, als sie als innere Umgebung für die Subsysteme existiert. Die Identifizierung von Konflikt und Dysfunktionalität zeigt, daß Parsons zwar sehr wohl um die Existenz von Konflikten weiß; daß er sie aber als systemstörende Momente, die eliminierbar sind, noch verteufeln kann, macht deutlich, daß die Konflikte zwar zum Problem geworden sind, jedoch noch nicht in dem Maße, daß man nicht mehr hoffen könnte, sie durch Ausrichtung der Gesellschaftsmitglieder auf systemkonformes Verhalten, durch Kontrollmechanismen, unter der stabilitätsgefährdenden Grenze zu halten. Parsons' Haltung offenbart, schreibt E. Hahn, „den soziologischen Anspruch einer Gesellschaft, die bei Strafe des Untergangs bemüht sein muß, am Bestehenden festzuhalten, [65] sich gegen alle Entwicklung, alles Neue sorgfältig abzuschirmen. Die Soziologie wird zum Kontrollmechanismus, der das Handeln der Individuen in den vorgeschriebenen Bahnen hält.“<sup>103</sup>

Seit Parsons mit seinem Gleichgewichtsmodell an die Öffentlichkeit getreten ist, hat sich die gesellschaftliche Situation des Kapitalismus verändert. Die Fülle und Tiefe seiner systeminternen Konflikte erlaubt es nicht länger, sie theoretisch zu bagatellisieren und Gleichgewicht als gegebenen Normalzustand vorauszusetzen. Unter dem Druck der Realitäten und seiner konflikttheoretischen Kritiker hat Parsons in den letzten Jahren eine „Kehre“ vollzogen, die ihn zu einer Umwertung des Konflikts und zu bestimmten evolutionistischen Vorstellungen treibt.<sup>104</sup>

[66]

<sup>99</sup> Vgl. N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, Opladen 1971, S. 53.

<sup>100</sup> Vgl. ebenda, S. 54-65.

<sup>101</sup> Vgl. N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 162.

<sup>102</sup> Ebenda, S. 168.

<sup>103</sup> E. Hahn, Soziale Wirklichkeit und soziologische Erkenntnis, a. a. O., S. 77.

<sup>104</sup> Vgl. T. Parsons, Evolutionäre Universalien der Gesellschaft, in: Theorien des sozialen Wandels, hrsg. von W. Zapf, Köln/(West-)Berlin 1970.



#### IV. R. Dahrendorfs spieltheoretisch verarmter Konfliktbegriff

Tritt auf Grund der Zuspitzung des Grundwiderspruchs der imperialistischen Gesellschaft eine Verschärfung und Vervielfältigung der gesellschaftlichen Konflikte ein, so verlangen sie eine andere Art der Behandlung. Es erweist sich dann als zweckmäßig, sie von systemzerstörenden in systemerhaltende Kräfte umzufunktionieren und den „sozialen Wandel“ im Rahmen des gegebenen Systems nicht nur zuzulassen, sondern sich an seine Spitze zu stellen, damit er nicht in unkontrollierten Bahnen verläuft. Auf dem Boden dieser praktischen gesellschaftlichen Notwendigkeiten traten die konflikttheoretischen Kritiker Parsons' auf den Plan. G. Koch erfaßt den gesellschaftlichen Hintergrund der gesamten konflikttheoretischen Richtung, wenn sie in bezug auf R. Dahrendorfs Modell der „offenen“, „pluralistischen Gesellschaft“ formuliert: Dahrendorf beschreibe in diesem Modell „der Sache nach nur, was die führenden Gruppen der Monopolbourgeoisie unter den Bedingungen des staatsmonopolistischen Kapitalismus bereits praktizieren und mittels verstärkter politischer Reaktion anstreben: Bewegungsformen für den Grundwiderspruch des Kapitalismus und die aus ihm sich ergebenden Widersprüche zu finden, den Kampf der Arbeiterklasse und die demokratischen Bewegungen der Volksmassen zu paralisieren, die Erfordernisse der technischen Revolution und der Vergesellschaftung der Produktions- und Lebensprozesse so zu realisieren, daß die aus diesen Prozessen hervorstwachsenden neuen produktiven Kräfte, Funktionen und Organe dem Monopolkapital untergeordnet werden“.<sup>105</sup>

In bezug auf ihren theoretischen Ansatz ist die konflikttheoretische Konzeption das abstrakte Gegenteil der gleichgewichtstheoretischen Gesellschaftsvorstellung Parsonsscher [67] Prägung. Der Wahl Von „Konsensus“, „Integration“, „Funktionalität“ und „Stabilität“ als zentralen soziologischen Kategorien wird ein alternatives Begriffsgefüge entgegengestellt, das sich um Begriffe wie „Zwang“, „Konflikt“, „Desintegration“ und „Wandel“ gruppiert. D. Rüschemeyer erfaßt den undialektischen Charakter dieser Entgegensetzung, wenn er schreibt: „Das vorgeschlagene Alternativprogramm besteht jedoch weitgehend in einer einfachen Umkehrung des kritisierten: Anstelle von Wertkonsensus werden Zwang und Macht, anstelle von Integration Inkonsistenz und Konflikt, anstelle von Funktionalität Dysfunktionalität als Zentralbegriffe gesetzt.“<sup>106</sup>

Beim ersten Hinsehen könnte es so scheinen, als habe die bürgerliche Soziologie, indem sie „Konflikt“ und „sozialen“ Wandel zur Basis von Gesellschaftstheorie macht, den dialektischen Widerspruch für sich entdeckt und den Standpunkt dialektischer Entwicklungstheorie bezogen. Dieser Eindruck soll verstärkt werden durch Versicherungen wie jene, daß es gelte, „in Konflikten das fruchtbare und schöpferische Prinzip zu erkennen“.<sup>107</sup>

In der Tat hat die bürgerliche Soziologie im Begriff des Konflikts die Widersprüchlichkeit ihrer Gesellschaftsordnung zur Kenntnis genommen, weil sie sich die „philisterhafte ‚Zärtlichkeit‘ für Natur und Geschichte ..., das Bestreben, sie von den Widersprüchen und vom Kampf zu befreien“<sup>108</sup>, bei Strafe ihres Untergangs nicht länger leisten kann. Aber der Widerspruch kommt, auf den Konflikt heruntergebracht, als Totgeburt zur Welt, als Begriff, dem es in seiner Abstraktheit an Selbstbewegung und bewegender Kraft mangelt.

Prüfen wir diese Behauptung an Dahrendorfs Auffassung vom Konflikt: „Der Begriff des Konflikts soll zunächst jede Beziehung von Elementen bezeichnen, die sich durch objektive (,latente‘) oder subjektive (,manifeste‘) Gegensätzlichkeit kennzeichnen läßt.“<sup>109</sup> Und „sozial soll ein Konflikt heißen, wenn er sich aus der Struktur sozialer Einheiten ableiten läßt, also überindividuell ist.“<sup>110</sup> Demnach existieren objektive (latente) und subjektive (manifeste) Gegensätzlichkeiten zwischen gesellschaftlichen Gruppen (sozialen Einheiten).

<sup>105</sup> G. Koch, „Soziales Handeln“ contra Praxis, Zur soziologischen Konzeption Ralf Dahrendorfs, in: DZfPh, Berlin 1965, H. 7, S. 804.

<sup>106</sup> T. Parsons, Beiträge zur soziologischen Theorie, a. a. O., Einleitung von D. Rüschemeyer, S. 23.

<sup>107</sup> R. Dahrendorf, Gesellschaft und Freiheit, München 1965, S. 227.

<sup>108</sup> W. I. Lenin, Bd. 38, S. 125.

<sup>109</sup> R. Dahrendorf, Gesellschaft und Freiheit, a. a. O., S. 201.

<sup>110</sup> Ebenda, S. 202.

Wenn ich Dahrendorf richtig verstehe, so bedeutet die in der Definition gesetzte Differenzierung von objektiven (latenten) [68] und subjektiven (manifesten) Gegensätzlichkeiten, daß die ersten verborgene, wesentliche, die zweiten erscheinende, den Gruppen bewußte Gegensätzlichkeiten sein sollen.

In bezug auf ihr Verhältnis zueinander jedenfalls behauptet Dahrendorf: „Die Ursachen von Konflikten – im Gegensatz zu ihren manifesten einzelnen Gegenständen – lassen sich nicht beseitigen; daher kann es sich bei der Regelung von Konflikten stets nur darum handeln, an den sichtbaren Erscheinungsformen anzusetzen ...“<sup>111</sup> Diese Aussage enthält folgende Implikation: Die objektiven (latenten) wesentlichen Konflikte determinieren zwar die subjektiven (manifesten) Konflikte, die Konflikte auf der Ebene der Erscheinung, aber es gibt keine Möglichkeit, die objektiven Konflikte zu beeinflussen. Sie sind, wenn schon vielleicht nicht unerkennbar, so doch praktisch unauflösbar. Mit dieser philosophischen Stellungnahme – und es heißt eine philosophische Position zu beziehen, wenn man in bezug auf das Verhältnis von Wesen und Erscheinung eine derart grundsätzliche Entscheidung trifft – gibt sich Dahrendorf als Schüler Kants.

Von Kant stammt bekanntlich die Behauptung, daß wir das Wesen der Dinge, die „Dinge an sich“ nicht erkennen können, sondern unentrinnbar Gefangene der Welt der Erscheinungen sind. Diese Aussage wird von Kant allerdings durch die Bedingung eingeschränkt: Vorausgesetzt, wir erzeugten die „Dinge an sich“, so könnten wir sie auch erkennen. Aber das sei dem Menschen nicht möglich, sondern nur dem göttlichen Schöpfer.

Dahrendorf erweist sich als Nachfolger Kants, wenn er zwei Arten von Konflikten konstatiert: die offensichtlich von den gesellschaftlich handelnden Gruppen erzeugten, manifesten Konflikte, die – weil selbsterzeugt – menschlicher Tätigkeit auch zugänglich sind, und Konflikte, auf die die gesellschaftlich Handelnden keinen Einfluß haben, die – nach der zwingenden Logik Kants – dann aber auch nicht durch das Handeln der Menschen hervorgebracht sein können. Denn vorausgesetzt, daß auch die objektiven (latenten) Konflikte das Produkt gesellschaftlichen Handelns sind, so sind sie natürlich veränderbar. Vorausgesetzt, sie wären es nicht, so hätte Dahrendorf mit seiner Behauptung recht, daß sie unauflösbar seien. Das Postulat Dahrendorfs von der Existenz unbeeinflussbarer objektiver Konflikte weist sie als nicht von Menschen gemacht [69] aus. Die Objektivität der gesellschaftlichen *Verhältnisse* (Konflikte) wird zum Fetisch. Getrennt vom gesellschaftlichen *Verhalten*, außer und über ihm, wird ein Reich des Konflikts an sich errichtet, das – weil unbeeinflussbar – als ewig gilt. Dahrendorf stellt das ausdrücklich fest, wenn er schreibt, daß es nötig sei, „daß die Konflikte allgemein wie auch gegebene einzelne Gegensätze von allen Beteiligten als unvermeidlich, ja als berechtigt und sinnvoll anerkannt werden ... Das bedeutet aber, daß jeder Eingriff in Konflikte sich auf die Regelung seiner Formen beschränkt und auf den vergeblichen Versuch der Beseitigung ihrer Ursachen verzichtet“.<sup>112</sup>

In dieser Verselbständigung der objektiven Konflikte drückt sich, in freilich verzerrter und verabsolutierter Form, die Einsicht aus, daß sich in Klassengesellschaften überhaupt und im extremen Maße im späten Kapitalismus die gesellschaftlichen Verhältnisse im doppelten Sinne verselbständigt haben: „Erstens in dem Sinne, daß diese Verhältnisse eine *sachliche* und insofern selbständige Gestalt gegenüber den Individuen und ihren realen Verhaltensweisen annehmen, daß sie sich in Sachen und der Beziehung, der Bewegung von Sachen, von dringlichen Gegenständen verkörpern, materialisieren. Und zweitens in dem Sinne, daß die Individuen die Macht und Kontrolle über ihre eigenen, über die aus ihrem individuellen empirischen Verhalten hervorgehenden und dieses wiederum bestimmenden Verhältnisse verlieren.“<sup>113</sup>

Wenn die grundlegenden gesellschaftlichen Konflikte nicht mehr gesellschaftlicher Kontrolle unterliegen, so ist die folgende Feststellung Dahrendorfs schlüssig: „Antagonismen und Konflikte erscheinen dann nicht mehr als Kräfte, die auf ihre eigene Aufhebung und Lösung drängen.“ In marxistischer Sicht stimmt diese Aussage, sofern der Akzent auf „erscheinen“ gelegt und sie ergänzt wird um die

<sup>111</sup> Ebenda, S. 228.

<sup>112</sup> Ebenda.

<sup>113</sup> E. Hahn, Historischer Materialismus und marxistische Soziologie, Berlin 1968, S. 79.

Bestimmung, *wem* diese Kräfte so erscheinen, so daß die Aussage exakt lauten muß: „... erscheinen dem bürgerlichen Bewußtsein dann nicht mehr als Kräfte, die auf ihre eigene Aufhebung und Lösung drängen.“ Aber Dahrendorf meint nicht „erscheinen“ im philosophischen Sinne, sondern macht eine Istaussage. Er ontologisiert die Antagonismen und Konflikte, wenn er fortfährt: „... sie machen selbst den menschlichen Sinn der Geschichte aus: Gesellschaften bleiben menschliche Gesellschaften, in-[70]soweit sie das Unvereinbare in sich vereinen und den Widerspruch lebendig erhalten.“<sup>114</sup> Der philosophische Sinn dieser Aussage besteht doch wohl in der Herstellung folgenden Zusammenhangs: Weil Konflikte auf der Ebene der Objektivität nicht selbst erzeugte sind, wohnt ihnen nicht, das Prinzip der Selbstbewegung inne, weshalb sie sich auch nicht selbst aufheben können. Damit sind sie aber prinzipiell unlösbar. Wenn Antagonismen und Konflikte aber grundsätzlich unlösbar sind, beherrschen sie jegliche Gesellschaft überhaupt: „Gesellschaften unterscheiden sich nicht darin, daß es in einigen Konflikte gibt und in anderen nicht. Gesellschaften unterscheiden sich in der Gewalt-samkeit und Intensität von Konflikten.“<sup>115</sup> Das ist verzerrte Rezeption des marxistischen Widerspruchsprinzips von seiten der bürgerlichen Gesellschaftstheorie ebenso wie das folgende. Angesichts der Unaufhebbarkeit der objektiven Widersprüche besteht eigentlich kein hinreichender Grund, über ihre resignierte Anerkennung hinauszugehen und in ihnen enthusiastisch das fruchtbare und schöpferische Prinzip zu feiern, wie Dahrendorf das tut. Die Betonung ihrer Produktivität ist nur da am Platze, wo die Widersprüche als das selbstbewegte und bewegende Prinzip gesellschaftlicher Prozesse betrachtet werden, wo sie als Kräfte gelten, die genau jene Eigenschaften haben, die Dahrendorf ihnen abspricht, auf ihre eigene Aufhebung und Lösung zu drängen und in der Lösung des alten bereits den neuen Widerspruch hervorgebracht zu haben. Nur wo der Widerspruch per definitionem qualitativ Neues hervorzubringen vermag, kann er sinnvollerweise als fruchtbar und schöpferisch bezeichnet werden.

Etwas wirklich Neues schaffen aber die Konflikte bei Dahrendorf auch auf der Ebene der Erscheinung nicht. Denn auch in bezug auf die subjektiven (manifesten) Konflikte geht es nicht darum, sie zu lösen, in qualitativ neuen Widersprüchen aufzuheben, sondern nur darum, sie zu „regulieren“. Dahrendorf betont ausdrücklich, daß die Konflikte zugleich „bewältigt“ und „erhalten“ werden müßten<sup>116</sup>, daß „jeder Eingriff in Konflikte sich auf die Regelung seiner Formen beschränkt“, daß es gelte, „deren Variabilität auszunutzen“, sie verbindlich zu „kanalisieren“<sup>117</sup>, zu „bändigen“<sup>118</sup> usw.

Etwas Neues soll durch Einwirkung auf die Konflikte ja auch nicht geschaffen werden. Vielmehr geht es darum, die [71] durch den gesellschaftlichen Grundwiderspruch, das Wesen des Imperialismus bedingten vielfältigen Konflikte auf der Ebene der Erscheinung so zu behandeln, daß sie sich nicht zuspitzen und systemzerstörende Potenzen entfalten. Sinn der „Kanalisation“, „Fraktionierung“ (R. Fisher), „Auffächerung“ (A. Etzioni) der Konflikte ist es, Bewegungsformen für den Grundwiderspruch der kapitalistischen Gesellschaft zu schaffen, und nicht etwa, diesen aufzuheben. Daher stehen auch nur die quantitativen Bestimmungen der Konflikte zur Debatte, deren „Intensität“, „Gewaltsamkeit“, „Radikalität“, „Rapidität“ usw.

Neue Methoden der Behandlung von Konflikten werden also anstelle der einfachen, grobschlächtigen Unterdrückung proklamiert, klügere Methoden, die gleichzeitig anzeigen, daß die Bourgeoisie angesichts der Vervielfältigung der Konflikte nicht mehr auf traditionelle Weise herrschen kann. Dahrendorf drückt die erkannte Gefahr so aus: „Wer sie (die Konflikte – C. W.) durch Anerkennung und Regelung bündigt, hat damit den Rhythmus der Geschichte in seiner Kontrolle. Wer diese Bündigung verschmäht, hat denselben Rhythmus zu seinem Gegner. Wo Konflikte unterdrückt werden, weil sie als lästiger Widerstand erscheinen oder ein für allemal beseitigt werden sollen, rächt sich diese Haltung im unerwarteten Rückschlag der unterdrückten Kräfte.“<sup>119</sup>

<sup>114</sup> R. Dahrendorf, *Gesellschaft und Freiheit*, a. a. O., S. 130.

<sup>115</sup> R. Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, München 1965, S. 171.

<sup>116</sup> Vgl. R. Dahrendorf, *Gesellschaft und Freiheit*, a. a. O., S. 130.

<sup>117</sup> Vgl. ebenda, S. 228.

<sup>118</sup> R. Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, a. a. O., S. 173.

<sup>119</sup> Ebenda.

Im Verhältnis von Konflikt und Konsensus gilt auch im konflikttheoretischen Ansatz der Konsensus als das übergreifende Moment. Konfliktintegration zum Zwecke der Stabilitätserhaltung hat das letzte Wort.

B. P. Löwe kommt anlässlich des Vergleichs der Gleichgewichtstheoretischen und konflikttheoretischen Konzeption zu der richtigen Schlußfolgerung, „daß die Dysfunktionalität durch Ausregulierung der Konflikte über das Einhalten vorgegebener verhaltensmäßiger ‚Spielregeln‘ umfunktioniert ist auf das Endziel einer Übereinstimmung ... Dieser Eindruck verstärkt sich durch die Tatsache, daß es ja nicht um das Aufdecken von Konfliktursachen und ihrer eventuell nachfolgenden Beseitigung geht, was auf der Grundlage der Konflikttheorie auch außerhalb ihrer Möglichkeiten liegt, sondern daß „es darum geht, die ‚zerstörenden‘ Tendenzen der Dysfunktionalität in solche Bahnen zu lenken, daß sie zu ‚produktiven‘ [72] Kräften werden. In dieser Weise wird der ‚Konflikt‘ funktional begriffen, ohne ihn ursachenmäßig geklärt zu haben.“<sup>120</sup>

Die Tatsache, daß der Konflikt nur funktional, aber nicht ursächlich, vorrangig in bezug auf seine quantitativen, aber nicht in bezug auf seine qualitativen Aspekte betrachtet wird, daß von der grundsätzlichen Interessengemeinschaft der konfligierenden Gruppen, Parteien usw. ausgegangen wird, die sich im Konflikt erhalten, daß der Konflikt also vorwiegend von der abstrakten Seite genommen wird, hat zur starken Bindung der konflikttheoretischen Gesellschaftskonzeption an spieltheoretische Vorstellungen geführt.

Diese Bindung besteht auch bei Konfliktkonzeptionen wie der Dahrendorfschen, die die Spieltheorie gewiß nicht in der von v. Neumann und Morgenstern erarbeiteten mathematischen Fassung in Anspruch nimmt (wie bestimmte Zweige der Konfliktforschung), sondern lediglich verbal mit bestimmten ihrer Begriffe umgeht. Wenn Dahrendorf auch gewiß kein Spieltheoretiker im eigentlichen Sinne ist, so hantiert er dennoch geschickt mit spieltheoretischen Vorstellungen, weil diese – wie wir noch sehen werden – in ihrer Formalität geeignet sind, seine abstrakte Konfliktauffassung zu stützen.

Konflikte werden für Dahrendorf nach Spielregeln ausgetragen: „Es ist also richtig, daß der Gedanke des Konflikts einen gemeinsamen Kontext der Streitenden voraussetzt ... er bedeutet zweierlei, nämlich gewisse Spielregeln der Auseinandersetzung und eine Herrschaftsstruktur, innerhalb derer diese stattfindet.“<sup>121</sup> Und: „Die Manifestierung von Konflikten, etwa der Organisation von Konfliktgruppen, ist Bedingung der Möglichkeit der Regelung ... Sind alle diese Voraussetzungen gegeben, dann liegt der nächste Schritt darin, daß die Beteiligten sich über gewisse ‚Spielregeln‘ einigen, nach denen sie ihre Konflikte austragen wollen. Dies ist gewiß der entscheidende Schritt jeder Regelung sozialer Konflikte;... ‚Spielregeln‘, Rahmenvereinbarungen, Verfassungen, Statuten u. ä. können nur als solche wirksam werden, wenn sie keinen Beteiligten von vornherein bevorzugen oder benachteiligen, sich auf formale Aspekte der Auseinandersetzung beschränken und die verbindliche Kanalisierung der Gegensätze voraussetzen.“<sup>122</sup>

Auf die Formalität des Dahrendorfschen Konfliktbegriffs hat D. Senghaas hingewiesen, indem er bemängelt: „Statt nach [73] den Ursachen von Konflikten zu fragen, stellt Dahrendorf zur Aufgabe, ihre Ausdrucksformen zu bestimmen“; und doch ist die Hypostasierung des sozialen Konflikts als Fortschritt förderndes Element analytisch unzulänglich, wenn dadurch die Konflikte wachhaltenden Kräfte und Interessenkonstellationen als einfach gegeben vorausgesetzt werden ... Nun stellt aber gerade die Erklärung der Notwendigkeit von Konflikten, die Frage nach der Ursache des Grades ihrer Unvermeidbarkeit, eines der faszinierendsten, wenn auch schwierigsten Probleme in der Konfliktforschung dar.“<sup>123</sup>

Es ist zu bezweifeln, daß die Konfliktforschung, sofern sie sich weiter als hochgradig formale Theorie versteht, die von Senghaas aufgestellten Forderungen erfüllen kann. Die Frage nach der Ursache von

<sup>120</sup> B. P. Löwe, Zum Verhältnis von spätbürgerlicher politischer Soziologie und politischer Ideologie des Imperialismus, a. a. O., S. 367, Anmerkung 63.

<sup>121</sup> R. Dahrendorf, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, a. a. O., S. 239.

<sup>122</sup> R. Dahrendorf, Gesellschaft und Freiheit, a. a. O., S. 228 f.

<sup>123</sup> D. Senghaas, Konflikt und Konfliktforschung, in: „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“, Köln 1969, H. 1, S. 35, 36, 40.

gesellschaftlichen Konflikten, nach ihrer Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit, setzt – soll sie beantwortet werden – nicht einen formalen Konfliktbegriff, sondern den qualitativ bestimmten Begriff des gesellschaftlichen Widerspruchs mit allen seinen Implikationen voraus. Und dieser ist meilenweit vom Konfliktbegriff entfernt. Wenn Dahrendorf davon spricht, daß Konflikte in allen Gesellschaften existieren, daß Gesellschaften nur insofern lebendig sind, als sie Konflikte aufweisen, so ist damit etwas grundsätzlich anderes gemeint als mit der Aussage der marxistischen Philosophie, daß jede Gesellschaftsformation durch ihre immanenten Widersprüche strukturiert und bewegt wird.

Kehren wir, um diesen Unterschied klarzustellen, noch einmal zum Dahrendorfschen Konfliktbegriff zurück. Wir haben gesehen, daß Dahrendorf dem unwandelbaren, objektiven, daher ewigen Konflikt die beeinflussbaren, manifesten, wandelbaren Konflikte gegenüberstellt. Wir haben gesehen, daß diese Operation die Trennung des Konflikts „an sich“ von den empirischen Konflikten herbeiführt. Damit hat Dahrendorf die für den bürgerlichen philosophischen Denkstil typische Trennung des Allgemeinen und des Empirischen in bezug auf den Konfliktbegriff vollzogen und eine Kluft aufgerissen, die nicht mehr überbrückt werden kann. Weil sich die beiden Begriffsebenen nicht ohne den konkret-allgemeinen Begriff vermitteln lassen, bleibt ihm – um sie unter einen Hut zu bringen – nur der Weg der Subordination unter einen Ober-[74]begriff: „Der Begriff des Konflikts soll ... jede Beziehung von Elementen bezeichnen, die sich durch objektive (latente) oder subjektive (manifeste) Gegensätzlichkeiten kennzeichnen läßt.“ Zweifellos ist diese Bestimmung allgemein genug, um empirische Konflikte jeden Typs in sich fassen zu können, aber jeweils nur insoweit, als sie die in der Definition geforderte Eigenschaft aufweisen. Alle übrigen Merkmale – ihre spezifischen Unterschiede und deren jeweilige Ursachen, der Reichtum an Konflikttypen, die Qualität der konfligierenden gesellschaftlichen Gegensätze, der Grad der Wesentlichkeit der Konflikte in ihrer jeweils gegebenen Hierarchie – werden in dieser toten Abstraktion nivelliert.

Daß die Dahrendorfsche Rezeption (und die konflikttheoretische Rezeption des Widerspruchs überhaupt) auf Nivellierung des Qualitativen angelegt ist, geht schon aus der Wahl des Terminus „Konflikt“ anstelle von „Widerspruch“ hervor. „Konflikt“ ist Phänomen, hat statt auf der Ebene der Erscheinung. In vielfältigen Konflikten in allen Sphären des gesellschaftlichen Lebens äußern sich dessen tieferliegende Widersprüche, so daß das Verhältnis von Widerspruch und Konflikt dasjenige von Wesen und Erscheinung ist. Die durch die Widersprüche hervorgebrachten Konflikte wechseln mit den empirischen Bedingungen, unter denen sich die Widersprüche realisieren. Sie sind in ihrer Natur als Erscheinung nicht nur von den in ihnen sich ausdrückenden Widersprüchen, sondern von der Gesamtheit der Umstände geprägt.

So drückt sich der antagonistische Klassengegensatz von Bourgeoisie und Proletariat in einer Fülle von sich wandelnden und ihre Konstellation verändernden Konflikten auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens (in Form von ökonomischen, politischen, ideologischen usw. Konflikten) aus, während der zugrunde liegende Widerspruch in bezug auf diese relativ invariant bleibt.

Zu dieser Fülle von gesellschaftlichen Konflikten, zu ihrer Verschiedenartigkeit kann man sich theoretisch auf unterschiedliche Weise verhalten: auf marxistische Weise, das heißt, man begreift sie als Erscheinungen zugrunde liegender Widersprüche (was einschließt, die Identität und die Unterschiedlichkeit von Konflikten und Widersprüchen zu erfassen), und auf bürgerliche Weise, für die sich Dahrendorf entschei-[75]det. Dahrendorf nimmt die Konflikte zunächst für sich, als bloße Erscheinungen. Er trennt sie von ihrem Wesen, indem er ihre konkreten Ursachen (die spezifischen gesellschaftlichen Widersprüche) übergeht, und bindet die Konflikte statt dessen an ein abstraktes, nicht relativ, sondern absolut invariantes Wesen, das jedem Konflikt zugrunde liegen soll. Damit begibt sich Dahrendorf in jene Nacht, in der alle Kühe schwarz sind. In bezug auf dieses abstrakte, invariante Wesen des Konflikts sind nämlich alle Konflikte tatsächlich gleich – gleich in einem formalen und äußerlichen Sinn.

Das wäre völlig unerheblich, wenn Dahrendorf seiner Gedankenoperation nicht eine ontologische Wendung gäbe. Aber die Abstraktion, die alle überhaupt möglichen gesellschaftlichen Konflikte identifiziert, erscheint bei Dahrendorf dann als die reale Seinsweise der Konflikte. Danach sind alle

sozialen Konflikte in bezug auf ihren gesellschaftlichen Stellenwert gleich, Ausfluß eines unwandelbaren, invarianten, ewigen Wesens: des Konflikts von „Unten“ und „Oben“, der sich in jeder Gesellschaftsform, in jeder Gruppierung von Menschen, unter allen historischen Umständen durchsetzt.

Es ist nur folgerichtig, daß der abstrakte Konfliktbegriff auch nur einen höchst mageren abstrakten Inhalt hat, nichts als die Gegensätze von „Unten“ und „Oben“. In bezug auf diese behauptet Dahrendorf: Die Spaltung in ein „Oben“ und „Unten“, diese „Ungleichheit“, die die Ursache aller Konflikte sei, die Gliederung der Gesellschaft, „in die, die von den bestehenden Verhältnissen profitieren, weil sie ‚am Drücker sitzen‘, und die, die abhängig sind und ‚doch nichts ändern können‘“, müssen als „eine soziale Grundtatsache“ hingenommen werden.<sup>124</sup> Spätestens jetzt enthüllt die Ontifizierung des abstrakt-allgemeinen Konfliktbegriffs und die ihn hervorbringende Gedankenoperation ihren Sinn: Wenn alle Konflikte prinzipiell gleich sind, dann ist der Klassenkonflikt zwischen Proletariat und Bourgeoisie gesellschaftlich nicht wesentlicher als der Konflikt zwischen CDU/CSU und SPD/FDP um – sagen wir – Fragen der Finanzpolitik. Dann gibt es keinen Unterschied zwischen den Konflikten, die in sozialistischen Staaten auftreten, und den Klassenantagonismen in der imperialistischen Gesellschaft, es sei denn, daß es Unterschiede in bezug auf deren Intensität gibt.

[76] Der Klassengegensatz von Bourgeoisie und Proletariat, von Dahrendorf „industrieller Konflikt“ genannt, ist also gleicher Konflikt unter gleichen, nichts als ein subsumierter Sonderfall der ewigen Konfliktstruktur „unten“ und „oben“, ein prinzipiell zufälliges Phänomen der industrialisierenden Gesellschaften<sup>125</sup>. Durch diese Wendung, ein gleicher unter gleichen zu sein, wird der Klassengegensatz in die Sphäre der Erscheinung abgeschoben, relativiert, mit allen übrigen Konflikten gleichgestellt und kommt somit als allgemeine bestimmende Ursache für die gesellschaftliche Bewegung in Klassengesellschaften nicht mehr in Frage. Wie alle anderen Konflikte ist der „industrielle Konflikt“ zu „bändigen“, zu „bewältigen“, zu „kanalisieren“ usw. und zu „erhalten“!

Die Umfunktionierung des Klassenkampfes in einen „industriellen“ Konflikt wäre nicht vollständig, wenn Dahrendorf nicht einen neuen – versteht sich – abstrakten Klassenbegriff vorzuschlagen hätte, der an „Herrschaft“, an die Bestimmungen „unten“ und „oben“ gebunden ist: „Klassen sind konfliktierende soziale Gruppierungen, deren Bestimmungsgrund ... im Anteil an oder Ausschluß von Herrschaft innerhalb beliebiger Herrschaftsverbände liegt.“<sup>126</sup> Damit ist der Begriff der gesellschaftlichen Klasse durch Überdehnung und Ausweitung aber so entleert, daß er in bezug auf nahezu alle gesellschaftlichen Gruppierungen in allen Epochen zutrifft, aber in bezug auf diese nahezu nichts mehr auszusagen vermag. Die ideologischen Konsequenzen des so entleerten Klassenbegriffs werden deutlich, wenn man die folgende Passage in Dahrendorfs „Homo sociologicus“ liest: „Arbeiter und Unternehmer sind Träger zweier Rollen, die (unter anderem) durch widersprüchliche Rollenerwartungen definiert sind ... Der Konflikt zwischen Arbeitern und Unternehmern besteht nur, insoweit die Herren A, B, C Träger der Position ‚Unternehmer‘ und die Herren X, Y, Z Träger der Position ‚Arbeiter‘ sind. In anderen Positionen – z. B. als Mitglieder eines Fußballklubs – können A, B, C und X, Y, Z gute Freunde sein.“<sup>127</sup> Nimmt man diese Passage mit dem Dahrendorfschen Klassenbegriff zusammen, so kommt man zu folgender Konsequenz: Wenn die Herren X, Y, Z im Fußballklub wegen ihrer sportlichen Qualitäten und Erfahrungen Träger der Position „Vorstandsmitglied“ und die Herren A, B, C wegen mangelnder [77] sportlicher Qualitäten Träger der Position „einfaches Mitglied“ wären, dann hätten wir nicht nur eine neue Klasse vor uns, die in allem die Bedingungen der Dahrendorfschen Klassendefinition erfüllt, sondern sogar den Idealfall einer Gegenklasse, in der sich die Herrschaftsverhältnisse umgekehrt haben. Und wir hätten das Rezept in der Tasche, den „industriellen“ Konflikt zu „bändigen“: durch Bildung neuer „Klassen“, am besten durch Bildung von Gegenklassen.

Die Stilisierung des Widerspruchs zum Konflikt, die Dahrendorf und andere Konflikttheoretiker vornehmen, macht es möglich, die gesellschaftlichen Konflikte (eingeschlossen den Klassenkampf) nach

<sup>124</sup> Vgl. R. Dahrendorf, Gesellschaft und Freiheit, a. a. O., S. 154.

<sup>125</sup> Vgl. R. Dahrendorf, Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft, Stuttgart 1957, S. 138.

<sup>126</sup> Ebenda, S. 139.

<sup>127</sup> R. Dahrendorf, Homo sociologicus, Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der sozialen Rolle, Köln/Op-laden 1964, S. 51.

dem Modell eines Zwei-Personen-Nullsummenspiels aufzufassen. Erinnern wir uns: Der Begriff des Konflikts soll – nach Dahrendorf – jede Beziehung von Elementen bezeichnen, die sich durch objektive oder subjektive Gegensätzlichkeit kennzeichnen läßt.

Eine derartige Abstraktion kann mit den Vorstellungen des eben genannten spieltheoretischen Modells leicht und ohne Vermittlungsstufen zusammengebracht werden. Es ist nicht schwierig, die gegensätzlichen Elemente, die als solche keine qualitative Bestimmtheit besitzen, in bezug auf eine einzige Eigenschaft zu fixieren, Opponenten in einem Spiel, „Spieler“ zu sein, das heißt, als Entscheidungsträger darüber zu fungieren, „welche von den ihnen möglichen Aktionen sie gegeneinander verwirklichen wollen“.<sup>128</sup> Die Abstraktion von der konkreten Natur der Gegensätze im Konflikt ist gleichzeitig Abstraktion von der durch sie bedingten konkreten Art der Beziehung zwischen ihnen, so daß diese unter dem alleinigen Gesichtspunkt, Spieler zu sein, aufgefaßt werden können. Ein Spiel aber wird durch die Gesamtheit der Spielregeln definiert, die es beschreiben<sup>129</sup>, und diese Spielregeln bestimmen die für das Spiel in Frage kommenden Aktionsmöglichkeiten (Strategiemenge), aus denen die Spieler ihre Strategie auswählen, sich für eine bestimmte Strategie entscheiden. Danach werden Konflikte also ausgetragen, indem die Spieler nach gemeinsamen Spielregeln und durch Auswahl optimaler Strategien höchstmöglichen Gewinn anstreben, wobei die Spiellösung – sofern es sich um „vernünftige“ Spieler handelt – den [78] Spielern einen maximal möglichen mittleren Gewinn bzw. minimal möglichen mittleren Verlust garantiert. Angestrebt wird also ein Gleichgewichtszustand. „Diese Maxime“, schreibt P. Ruben, „ist das notwendige Resultat der Voraussetzung, einen Konflikt unter genau fixierten Bedingungen zu studieren, d. h. von seiner *historischen* Bestimmtheit *abzusehen*, also davon, daß die physische Austragung entweder die Bedingungen des Konflikts ändert oder aber ihn gänzlich aus der Welt schafft, indem einer der Opponenten verschwindet.“<sup>130</sup>

Es kann hier auf das Zwei-Personen-Nullsummenspiel und auf andere Modelle der Spieltheorie nicht näher eingegangen werden. Für unser Thema ist nur wichtig zu begreifen, wovon der spieltheoretisch verstandene Konflikt im Verhältnis zum realen Konflikt abstrahiert: von der gegenständlichen, qualitativ bestimmten Beziehung der Opponenten zueinander, von der Tatsache, daß reale Konflikte keineswegs und unter allen Umständen einem Gleichgewicht zustreben, daß sich die objektiv und „rational“ handelnden Menschen bei der Auswahl ihrer Strategie nicht in jedem Fall an die Einhaltung der „Spielregeln halten usw.

P. Ruben macht diesen Abstand des abstrakt gefaßten Konfliktbegriffs von den realen gesellschaftlichen Konflikten am Lohnkonflikt zwischen Kapitalisten und Arbeitern deutlich: Nach der spieltheoretischen Annahme des Zwei-Personen-Nullsummenspiels müßten die Opponenten im Lohnkonflikt eine Gleichgewichtslage anstreben, die bei Identität von Preis und Wert der Arbeitskraft gegeben ist.

Im Sinne der Rationalitätsforderung dieser Variante der Spieltheorie handelten die Arbeiter also dann „vernünftig“, wenn sie sich mit einem maximal möglichen mittleren Gewinn zufriedengeben. Diese Annahme setzt aber bereits voraus, was erst zu klären wäre: ob das Wesen des dem Lohnkonflikt zugrunde liegenden Widerspruchs überhaupt gestattet, die Beziehung Arbeiter und Kapitalisten als einen Konflikt zu deuten, in dem beide Opponenten daran interessiert sind, sich einander als Partner zu erhalten und ob beide Opponenten gewillt sind, diese „Spielregeln“ einzuhalten. Das aber kann die Spieltheorie grundsätzlich nicht entscheiden.

P. Ruben hat recht, wenn er schreibt: „... die Spieltheorie als solche behandelt nicht die Frage, ob es denn generell zutreffend [79] sei, den Arbeiter als Interessenten an der Fixierung des Preises der Arbeitskraft zu unterstellen. Für sie als mathematische Theorie handelt es sich nur darum festzustellen: *Wenn* die spieltheoretischen Bedingungen zur Behandlung von Konflikten irgendwo erfüllt sind, *so* kann man auf sie das spieltheoretische Instrumentarium anwenden. *Ob* diese Bedingungen bestehen, und ganz und gar wie sie zustande gekommen sind, das sind spieltheoretisch nicht zu beantwortende Fragen ...“<sup>131</sup>

<sup>128</sup> P. Ruben, Strategisches Spiel und dialektischer Widerspruch, a. a. O., S. 1371.

<sup>129</sup> Vgl. ebenda.

<sup>130</sup> Ebenda, S. 1374.

<sup>131</sup> Ebenda, S. 1387 f.

Der dem Lohnkonflikt zugrunde liegende Widerspruch ist der antagonistische Klassengegensatz von Kapitalisten und Lohnarbeitern. Dieser impliziert, „daß die Opponenten gar nicht daran denken, sich gemäß der spieltheoretischen Rationalitätsempfehlung zu verhalten. Statt dessen ist vielmehr in diesem Sinne ‚irrationales‘ Verhalten an der Tagesordnung, d. h. das Bestreben, den Preis der Arbeitskraft im möglichsten Abstand vom Wert zu fixieren“.<sup>132</sup>

Er impliziert ferner, daß die Arbeiter als Klasse nicht das Ziel haben, „den Verkauf ihrer Arbeitskraft an die Kapitalisten als ‚menschlichen Normalzustand‘ zu erhalten, sondern umgekehrt die Bedingungen abzuschaffen, unter denen sie ihre Arbeitskraft verkaufen müssen.“<sup>133</sup>

Und das bedeutet hinsichtlich der „Spielregeln“, daß diese „*kein* Ergebnis der *Vereinbarung* mit der Kapitalistenklasse, sondern einfach die ihr historisch vorgegebenen objektiven Kampfbedingungen (sind). Diese Kampfbedingungen sind für die Arbeiter kein Gegenstand der Erhaltung, sondern sie sind umgekehrt gerade zu beseitigen! Mit der sozialistischen Revolution werden auch die Spielregeln des Austragens von Konflikten zwischen Arbeitern und Kapitalisten beseitigt. Es ist genau die historische Aufgabe der Arbeiterklasse, sie abzuschaffen!“<sup>134</sup>

Die mit dem Zwei-Personen-Nullsummenspiel verbundenen Annahmen, die spieltheoretisch sinnvolle Abstraktionen sind, erscheinen in der bürgerlichen Soziologie umgewandelt in Istaussagen in bezug auf den Gegenstand Gesellschaft überhaupt. Wir erkennen jetzt in der Behauptung, daß gesellschaftliches Gleichgewicht der Konflikte in jedem Falle und unter allen Umständen anzustreben sei, weil Gleichgewicht der „vernünftige“, der „normale“ Zustand der Gesellschaft ist, die Rationalitätsforderung des Zwei-Personen-Nullsummenspiels wieder. Die Annahme von der grundsätzlichen Interessenharmonie konfligierender gesellschaftlicher Kräfte, die nach verbindlichen „Spielregeln“ ihre Kontroversen austragen, das Postulat, daß Konflikte stets so zu bewältigen sind, daß der Rahmen der gegebenen Gesellschaft nicht gesprengt wird, erweist sich gleichfalls als ontologisierte Annahme spieltheoretischer Begriffsbildungen. Die Abstraktion „Spielregeln“, die in bezug auf das Zwei-Personen-Nullsummenspiel die Annahme von einer grundsätzlichen Interessengemeinschaft der Opponenten in sich einschließt, nämlich die Voraussetzung, daß die Spieler im Spiel einander erhalten, tritt als gesellschaftliche Doktrin auf. P. Ruben entlarvt den ideologischen Sinn dieser unreflektierten Übertragung, wenn er bemerkt, daß diese Spielregeln „von den bürgerlichen Ideologen als ‚allgemein-menschliche‘ Regeln zur Austragung von ‚Konflikten überhaupt‘ verkündet (werden) mit dem einzigen Sinn, die Arbeiter gerade an die kapitalistischen Systembedingungen ideologisch zu binden: Diese ideologische Funktion realisieren heute mit besonderer Hingabe die Rechtsopportunisten der Sozialdemokratie, indem sie die bürgerlichen Spielregeln unter dem Namen ‚Demokratie‘ ausgeben und deren Annehmbarkeit für die Arbeiter mit dem Adjektiv ‚sozial‘ suggerieren. Eine ‚Konfliktforschung‘, die von ‚Spielregeln an sich‘ ausgeht, ist im Rahmen der bürgerlichen Bedingungen eine Forschung zur Erkundung der Möglichkeiten, genau die *bürgerlichen* Spielregeln zu konservieren, also das kapitalistische System zu erhalten“.<sup>135</sup>

Wir haben bei der eben erörterten Beziehung zwischen Dahrendorfs Konfliktbegriff und dem Modell des Zwei-Personen-Nullsummenspiels den typischen Modus der Verflechtung von Systemwissenschaften und Gesellschaftstheorie unter dem Vorzeichen bürgerlichen Denkstils vor uns.

Die Spieltheorie in ihren verschiedenen Ansätzen konstituierte sich als abstrakte mathematische Theorie. Sie vermag Konflikte verschiedener Art in bezug auf bestimmte formale Aspekte wissenschaftlich zu erfassen, unabhängig davon, ob es sich dabei um individuelle oder gesellschaftliche, um soziale, ökonomische, militärische oder andere Konflikte handelt.

Weil die Spieltheorie ihre philosophischen Probleme: ihre Methodik, den Charakter ihrer Theorie, also ihr Verhältnis zur objektiven gesellschaftlichen Realität jedoch nicht oder nur [81] ungenügend reflektiert, konnte es nicht ausbleiben, daß ihre Vorstellungen und wissenschaftlichen Ergebnisse zum Wesen von Konflikten überhaupt verabsolutiert wurden.

<sup>132</sup> Ebenda, S. 1388 f.

<sup>133</sup> Ebenda, S. 1389.

<sup>134</sup> Ebenda, S. 1385 f.

<sup>135</sup> Ebenda.



Diese Hypostasierung läßt sich vornehmlich jene Variante der „großen Theorie“ der bürgerlichen Gesellschaft angelegen sein, deren zentrales Vorhaben die theoretische Aufarbeitung der sich häufigen gesellschaftlichen Konflikte im Sinne der Erhaltung der imperialistischen Gesellschaftsordnung ist. Bezeichnenderweise wird aus dem Arsenal möglicher Typen von Spielen immer wieder das Modell des Zwei-Personen-Nullsummenspiels rezipiert, weil es seiner spezifischen Abstraktionen wegen der konflikttheoretischen Gesellschaftskonzeption entgegenkommt und umgekehrt: die konflikttheoretische Gesellschaftskonzeption hat ihres ideologischen Gesellschaftsbegriffs wegen keine Schwierigkeiten, sich diese Ergebnisse der Spieltheorie unmittelbar und unreflektiert einzuverleiben. Sie verwandelt Ergebnisse der Spieltheorie in ontologische Aussagen über das Wesen der realen gesellschaftlichen Konflikte.

Damit ist ein Mechanismus der wechselseitigen Stützung von Spieltheorie und konflikttheoretischer Gesellschaftskonzeption in Gang gebracht, der es der Spieltheorie unter imperialistischen Bedingungen nahezu unmöglich macht, sich von den Fesseln der herrschenden Ideologie zu befreien. Weil die konflikttheoretischen Gesellschaftskonzeptionen spieltheoretische Begriffe und Vorstellungen ihren gesamtgesellschaftlichen Modellen zugrunde legen, entsteht der Schein, als ob die Spieltheorie ihrerseits in diesen umfassenden Gesellschaftstheorien ihr philosophisches Hinterland hätte und als ob das, was sie unter Konflikt versteht, tatsächlich mit dem gesellschaftlichen Konflikt identisch ist. Da sich die Spieltheorie in den genannten Konzeptionen bestätigt sieht, ihre Erkenntnisse wiederfindet, liegt die Identifizierung mit deren politischen Implikationen nur zu nahe.

Wenn – wie P. Ruben bemerkt – die „Möglichkeit des Mißbrauchs (der Spieltheorie) in ihrem eigenen Rahmen unmöglich zu verhindern“ ist,<sup>136</sup> so gilt diese Feststellung erst recht, wenn die Spieltheorie in den umfassenderen Rahmen bürgerlicher Gesellschaftskonzeptionen eingebettet ist. Zu apologetischen Zwecken abkommandiert, wird sie nur noch mißbraucht.

[82]

---

<sup>136</sup> Ebenda, S. 1387.

## V. Der Alptraum N. Luhmanns von der „überkomplexen“, „rücksichtslosen“ Umwelt

### 1. Verwandlung der Theorie offener Systeme in den „Bezugssystemrelativismus“

Eine der Wurzeln für die Konflikttheorie ist – wie wir sahen – das dringende Bedürfnis des imperialistischen Systems, mit seinen systeminternen Konflikten fertig zu werden. Nicht weniger bedeutende Impulse erhielt die Konfliktforschung jedoch aus der Beschäftigung mit den internationalen Konflikten<sup>137</sup>: vor allem aus der Konfrontation mit dem sozialistischen System und mit Problemen, die sich aus der Beziehung des imperialistischen Systems zu den Entwicklungsländern ergeben.

Seit den fünfziger Jahren, seit der Ära des kalten Krieges, ist die Untersuchung internationaler Konflikte in bezug auf bestimmte ihrer Aspekte Gegenstand soziologischer Forschung. Deren wichtigstes Ziel ist die Optimierung der imperialistischen politischen Strategie gegenüber dem erstarkenden sozialistischen Weltsystem: die Entwicklung strategischer Varianten hinsichtlich des Verhältnisses von „Gewinn“ und „Kosten“ für unterschiedliche und wechselnde politische Konstellationen.

In diesem Zusammenhang wurden Abschreckungsstrategien entwickelt, Drohsysteme untersucht (T. Schelling), Methoden ausgeklügelt, um Konflikte zu entschärfen und sie angesichts der Gefahr eines nuklearen Krieges in gewaltlose Bahnen zu lenken usw., wobei – wie D. Senghaas kritisch bemerkt – diese Fragen völlig außerhalb ihres sozioökonomischen Kontextes behandelt werden.<sup>138</sup> Auch in diesem Zweig der Konfliktforschung werden Konflikte nicht in bezug auf die sie bedingenden Widersprüche untersucht. Die Behandlung internationaler Konflikte hat zweifellos die Interaktion großer Systeme mit ihrer Umgebung in den Blickpunkt des Interesses gerückt, wenngleich auch die Divergenz und Wider-[83]sprüchlichkeit im Verhalten der Subsysteme zueinander (Subsystem und innere Umgebung) ihren Teil dazu beigetragen haben mag, das Verhältnis von System und Umwelt als Problem deutlich werden zu lassen.

Solange das Augenmerk hauptsächlich auf die Regulierung systeminterner Prozesse gerichtet war, konnte das System als geschlossenes Modell untersucht werden. Dieses kam bezüglich der Umwelt mit den Annahmen aus: die Umgebung schränkt zwar den Entscheidungsspielraum des Systems ein, aber sie verhält sich ansonsten dem System gegenüber indifferent. Die Untersuchung internationaler Konflikte hat diese einschränkende Annahme unmöglich gemacht. Das geschlossene mußte durch ein offenes Modell ersetzt werden, das von folgenden Annahmen beherrscht wird:

1. Zwischen System und Umwelt besteht ein mehr oder weniger ausgeprägter Interessengegensatz. Das heißt, „die Umwelt wird als eine bewußt handelnde, aktive Entscheidungseinheit angesehen, die sich zumindest einigen Interessen des Systems widersetzt. Sie besteht aus einem oder mehreren Gegenspielern, die sich in einer variablen alternativen bzw. kumulativen Interessenbeziehung zum System befinden.“<sup>139</sup>
2. Da die Umwelt als ein nur zum Teil berechen- und beherrschbarer Gegner bzw. Mitspieler aufgefaßt werden kann, muß sie als weitgehend unstrukturiert und äußerst komplex angenommen werden.
3. Das System reagiert nicht nur auf Umwelteinwirkungen, es verhält sich nicht nur adaptiv, sondern besitzt auch eine gewisse Autonomie gegenüber der Umwelt. Es verarbeitet Informationen aus der Umwelt in eigenständiger Weise und verhält sich in diesem Interessengegensatz zielgerichtet.<sup>140</sup>
4. Der Grad der Zielgerichtetheit eines Systems ist variabel. Das heißt, inwieweit ein System seine Ziele unverändert beibehalten und gegenüber der Umwelt durchsetzen kann bzw. inwieweit es genötigt ist, diese in reaktiver Anpassung zu verändern, hängt von der System-Umwelt-Beziehung ab.

Aus Annahme 4 folgen für die Theorie offener Entscheidungsmodelle zwei prinzipiell mögliche Verhaltensweisen von Systemen:

---

<sup>137</sup> Vgl. D. Senghaas, Konflikt und Konfliktforschung, a. a. O.

<sup>138</sup> Vgl. ebenda, S. 51.

<sup>139</sup> F. Naschold, Systemsteuerung, Stuttgart/(West-)Berlin/Köln/Mainz 1971, S. 40.

<sup>140</sup> Vgl. ebenda, S. 48 f.

5a. Die Anpassung an die Umwelt herrscht vor: dann wird „die interne Struktur der Entscheidungseinheit zum Problem“, [84] dann bedeutet „Entscheidung ... vor allem systeminterne Komplexitätsreduzierung in ständiger Auseinandersetzung mit einer komplexen Umwelt ..., die von sich aus nicht mehr die notwendige Komplexitätsreduzierung leistet“.<sup>141</sup>

5b. Die Zielgerichtetheit des Systems setzt sich gegenüber der Umwelt durch: dann kommt es zur qualitativen Veränderung der Umwelt, zur „systemexternen Umstrukturierung“, die nach F. Naschold „als funktionales Äquivalent zur systeminternen Komplexitätsreduzierung angesehen werden“ kann.<sup>142</sup>

Aus dieser systemwissenschaftlichen Vorgabe, die auf der Theorie offener Systeme beruht, wie sie etwa von L. v. Bertalanffy konzipiert wurde und in die die von H. A. Simon vorgeschlagene Komplexitätsvorstellung<sup>143</sup> eingegangen ist, hat N. Luhmann eine gesamtgesellschaftliche Konzeption entwickelt, die zum Unterschied von Parsons' und Dahrendorfs philosophischer Enthaltbarkeit ausdrücklich philosophische Ansprüche anmeldet.

Luhmanns Theorie wollen wir uns nun zuwenden. Ihr erklärtes Ziel besteht darin, eine „funktionale Systemtheorie“ zu schaffen, die die traditionelle Gesellschaftsontologie überwinden und ersetzen soll. Zu dieser gehört für Luhmann auch noch die Parsonssche Gesellschaftstheorie, der bei allen Vorzügen von ihren Kritikern angelastet werden könne, sie sehe letztlich die Verfassung gesellschaftlicher Systeme für unwandelbar an, sie diene heimlich der Rechtfertigung des status quo, sie betrachte soziale Wirklichkeit als immer schon strukturell integriert. Die Ursachen für diese Beschränktheit sieht Luhmann in der Methodik Parsons, in der die Funktionen immer auf vorgegebene Strukturen bezogen werden. Man müsse Parsons' Methodik umkehren, vom Kopf gewissermaßen auf die Füße stellen, die „strukturell-funktionale Systemtheorie“ durch eine „funktional-strukturelle Systemtheorie“ ersetzen.

Der Mangel der ersten bestehe darin, „daß sie den Strukturbegriff dem Funktionsbegriff vorordnet. Dadurch nimmt die strukturell-funktionale Theorie sich die Möglichkeit, Strukturen schlechthin zu problematisieren und nach dem Sinn von Systembildung überhaupt zu fragen. Eine solche Möglichkeit ergibt sich jedoch, wenn man das Verhältnis dieser Grundbegriffe umkehrt, also den Funktionsbegriff dem Struktur-[85]begriff vorordnet. Eine funktional-strukturelle Theorie vermag nach der Funktion von Systemstrukturen zu fragen, ohne bei eine umfassende Systemstruktur als Bezugspunkt der Frage voraussetzen zu müssen“<sup>144</sup>.

Der antinomischen Konsequenzen, die die Annahme einer umfassenden“ oder „universellen“ Struktur mit sich bringt und die wir schon diskutiert haben<sup>145</sup>, ist sich Luhmann offensichtlich bewußt, wenn er sie als letzten Bezugspunkt für die Funktion von Systemstrukturen verwirft. Es muß also ein anderer Bezug gesucht werden, der „keine systemstrukturellen Voraussetzungen mehr impliziert“<sup>146</sup>, ein Bezugspunkt, der *Nichtsystem* ist. Diesen glaubt Luhmann im Begriff „Welt“ gefunden zu haben, wobei er Welt definiert wissen will als das radikal Andere des Systems, als alles übrige Existierende, das jenseits der Grenze und Reichweite von System liegt.

Luhmanns Gedankengang ist: „Unter sozialem System soll hier ein Sinnzusammenhang von sozialen Handlungen verstanden werden, die aufeinander verweisen und sich von einer Umwelt nicht dazugehöriger Handlungen abgrenzen lassen. Geht man von diesem Systembegriff aus, der in einer Differenzierung von Innen und Außen sein konstituierendes Prinzip hat, und sucht man ihn zu transzendieren,

<sup>141</sup> Ebenda, S. 50.

<sup>142</sup> Ebenda, S. 77.

<sup>143</sup> Vgl. H. A. Simon, *The Architecture of Complexity*, in: *General Systems*, a. a. O., Vol. X, 1965, S. 63-76; vgl. auch F. Naschold, *Systemsteuerung*, a. a. O., S. 138-139, der die in unserem Zusammenhang interessierenden Auffassungen Simons bezüglich der Komplexität folgendermaßen referiert: „Für jede Organisation stellt sich das Problem, angesichts einer überwältigenden Umweltkomplexität sinnvoll handeln zu können. Die innerorganisatorischen Problemlösungsprozesse bedürfen einer vorgängigen Reduzierung der Komplexität“.

<sup>144</sup> N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung*, Köln/Opladen 1971, S. 114.

<sup>145</sup> Vgl. vorliegende Broschüre, S. 36 ff.

<sup>146</sup> N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung*, a. a. O., S. 115.

dann fragt man nach einer Bezugseinheit, die keine Grenzen mehr hat. Man fragt nach der Welt. Die Welt kann nicht als System begriffen werden, weil sie kein ‚Außen‘ hat, gegen das sie sich abgrenzt. Wollte man Welt als System denken, müßte man sogleich eine Umwelt der Welt mitdenken, und der das Denken leitende Weltbegriff verschöbe sich auf diese Umwelt.“<sup>147</sup>

Im Rahmen systemwissenschaftlicher Fragestellungen ist es natürlich zulässig und in bestimmten Zusammenhängen sogar unerlässlich, von der Systemnatur der Umwelt zu abstrahieren. „Umwelt“ im genannten systemwissenschaftlichen Sinne kann jedoch nicht – wie Luhmann das tut – mit dem philosophischen Weltbegriff identifiziert werden. Dieser ist eine „Bezugseinheit“, für die gilt, daß sie sowohl Grenzen als auch „keine Grenzen“ hat und in bezug auf die jedes System so, wie es System in bestimmten Zusammenhängen, zugleich auch Umwelt in anderen Zusammenhängen ist. Luhmann reduziert „Welt“ auf nur eine dieser Bestimmungen, auf Grenzenlosigkeit, Unstrukturiertheit usw. und transzendiert damit ins [86] schlechte Unendliche, angesichts dessen logische Paradoxien nicht ausbleiben können. Die Trennung der in bezug auf den Gegenstand Welt zusammengehörigen Bestimmungen: „innen“ und „außen“, „System“ und „Umwelt“, „Strukturiertheit“ und „Unstrukturiertheit“ und die Zuweisung des jeweils zweiten Begriffs der Begriffspaare an die „Welt“ setzt gerade das, was Luhmann nicht will, ein „Außen“ der so bestimmten Welt, ihre Begrenzung. System kann nämlich, wenn Welt als das Grenzenlose, Unstrukturierte und nur als das bestimmt wird, innerhalb der Welt nicht vorkommen, sondern nur außerhalb von Welt und erweist sich damit als ihr eigenes Gegenteil: als Umwelt, Grenze und Außen, womit die Welt selbst als System gedacht werden muß und entgegen der Luhmannschen Annahme sehr wohl systemstrukturelle Voraussetzungen impliziert. Die Radikalisierung des funktionalistischen Ansatzes ist damit aber nicht weniger problematisch als der Parsonssche strukturalistische; der Luhmannsche Weltbegriff nicht weniger anfechtbar als die Vorstellung einer universellen Struktur.

Es ist nicht anzunehmen, daß der scharfsinnige philosophisch beschlagene Gesellschaftstheoretiker Luhmann nicht selbst auf diesen Denkfehler kommen könnte, der ihn hinter Kant in die metaphysische Denkweise, in die Zweiweltentheorie zurückführt, die gegensätzliche Kategorien nicht miteinander zu vermitteln vermag.

Wenn Luhmann sich dennoch nicht scheut, System und Welt zu trennen und sie starr einander gegenüberzustellen, wenn er also hinter längst gesicherte Positionen philosophischer Erkenntnis zurückfällt, so ist die Ursache dafür ideologischer Natur. Luhmanns Anliegen besteht darin, den Systembegriff der Allgemeinen Systemtheorie in v. Bertalanffyscher Prägung als Gesellschaftsbegriff einsetzen zu können. Um dieses Verfahren dem Vorwurf von Willkür und Beliebigkeit zu entziehen, wird das Modell des offenen Systems ontologisch abgesichert, indem alles Existierende in der Zweiteilung von System und Welt erschöpft wird. Aber „Welt“ ist keine philosophisch zulässige Verallgemeinerung von „Umwelt“. Denn aus der Gegenüberstellung von System und Welt ist der konkrete Gegensatz von System und Umwelt verschwunden, ihr dialektischer Widerspruch aufgelöst. „Welt“ ist für Luhmann per definitionem [87] „Nichtsystem“ (und sonst nichts bzw. alles Existierende außer System), während die Umwelt im richtig verstandenen systemwissenschaftlichen Modell des offenen Systems als jeweils konkrete Welt aufgefaßt wird, das heißt als derjenige Bereich der Wirklichkeit, der sich mit dem System in realer Wechselwirkung befindet. Dabei wird nur in dieser Gegenüberstellung, sozusagen vom Standpunkt des zu untersuchenden Systems, vom Systemcharakter der Umwelt abstrahiert, aber gleichzeitig vorausgesetzt, daß die Umwelt in anderen Zusammenhängen selbst als System auftritt, so daß die Wechselwirkung zwischen System und Umwelt in Wirklichkeit Wechselwirkung von Systemen ist. Und diese Aussage steht weiterer Konkretisierung offen: der Frage, welche Bestimmungen, außer System zu sein, diejenigen noch besitzen, die miteinander wechselwirken; sie vermag also mit dem konkreten philosophischen Dingbegriff vermittelt zu werden.

Die Hypostasierung der Umwelt zur Welt (= Nichtsystem) verbaut diesen Weg. Sie verhindert, System und Umwelt vom Aspekt ihrer Identität her zu erfassen (als Wechselwirkung von Systemen). Sie verwandelt den relativen Gegensatz (Unterschied) von System und Umwelt in den absoluten von

---

<sup>147</sup> Ebenda.

System und Welt. Luhmann vollzieht mit dieser Operation mit anderen Worten den Übergang vom Monismus zum Dualismus von System und Welt.

Sinn und Konsequenzen dieses Unternehmens, bei dem sich Luhmann bezeichnenderweise eng an Husserl anlehnt, ist das folgende: „Das Auseinanderziehen von Weltbegriff und Systembegriff war nicht möglich, solange man System in klassischer Weise definierte als Ganzes, das aus Teilen besteht, also ohne Bezugnahme auf eine Umwelt. Diesem Systembegriff entsprach ein Weltbegriff, der die Welt als Ganzheit des Seienden zu begreifen suchte. Eine Radikalisierung der funktionalen Fragestellung setzt ein Aufsprengen dieser ontologischen Begrifflichkeit voraus; sie muß die Begriffe Welt und System trennen, um sie zueinander in Beziehung setzen zu können ... Vorarbeiten dazu sind namentlich in der phänomenologischen Philosophie E. Husserls geleistet worden, vor allem durch die Unterscheidung von sinnhafter intendierbarer Identität und Horizont allen Erlebens, die es ermöglichte, Welt als Universalhorizont zu definieren.“<sup>148</sup>

[88] Die philosophische Operation, die Luhmann hier vornimmt, läuft darauf hinaus, nicht nur die objektive Strukturiertheit der Welt, sondern auch die objektive Strukturiertheit der Dinge aufzulösen. An die Stelle des Dingbegriffs, nach dem – in marxistischer Sicht – Dinge relativ stabile, eigenständige, hierarchisch geordnete Systeme (Ganzheiten) von Qualitäten sind, tritt ein Systembegriff, der System prinzipiell an Instabilität und an qualitative Unbestimmtheit bindet. System ist nicht etwas, das eigenständige Existenz und Wesen besitzt, sondern lediglich eine *Beziehung*, das ständig sich verändernde Verhältnis einer „komplexen Identität“ zu einer überkomplexen Umwelt.

Nach Luhmann „bahnt sich in der Theorie ein Übergehen von Systemtheorien, die nur die Innenordnung des Systems betrachten, zu System/Umwelt-Theorien an“. Aus dieser unbestreitbaren Tatsache zieht Luhmann aber den Schluß: „Die ontologische Systemkonzeption, die Systeme als Ganzheiten definierte, welche aus Teilen bestehen, und damit die Aufmerksamkeit nach innen lenkte, wird mehr und mehr durch eine funktionale Systemtheorie ersetzt, die Systeme als komplexe Identitäten begreift, die in einer übermäßig komplexen, unübersichtlichen fluktuierenden Umwelt sich selbst als höherwertige Ordnung erhalten können. Erst wenn dieser Übergang konsequent vollzogen ist, kann man die Systemtheorie von der Voraussetzung einer je schon bestimmten, strukturell vorgezeichneten Innenordnung lösen und die Funktion von Systembildung überhaupt erkennen: sie besteht in der Erfassung und Reduktion von Weltkomplexität.“<sup>149</sup>

Komplexität aber bestimmt Luhmann folgendermaßen: „Der Begriff der Komplexität bezeichnet stets eine Relation zwischen System und Welt, nie einen Seinszustand.“<sup>150</sup>

Nehmen wir die beiden zuletzt zitierten Aussagen zusammen, dann läßt sich Luhmanns Auffassung der Beziehung zwischen System und Umwelt folgendermaßen charakterisieren: Außerhalb von Bezug zum System, für sich genommen, kann nach Luhmann von Welt überhaupt nicht gesprochen werden. Ihre objektive Beschaffenheit steht nicht zur Diskussion, ebensowenig wie etwas über Systeme außerhalb ihrer Beziehung zur Umwelt ausgesagt werden kann. Das Sein, die objektive Beschaffenheit der Systeme und der Umwelt ist außerhalb ihrer [89] Beziehung zueinander nicht zu ermitteln, weil System und Umwelt nur quantitativ unterschieden werden: nämlich in bezug auf den Grad ihrer Komplexität, wobei sie gleichzeitig in bezug auf diese Eigenschaft (komplex zu sein) als miteinander identisch, daher als eo ipso aufeinander bezogen gelten.

Diese in bestimmten Zusammenhängen sinnvolle systemwissenschaftliche Abstraktion wird von Luhmann ontifiziert. Sie wird zu einer Aussage verkehrt, mittels derer er das Verhältnis von Dingen und Welt charakterisiert. Wenn Luhmann einerseits behauptet, daß es Welt jeweils nur systemsubjektiv, in der Perspektive von Systemen gibt und daß die real existierenden Systeme andererseits nur jeweils Weltausschnitte sind, nicht aber als konkrete Totalitäten aufgefaßt werden können, dann ist das die Folge davon, daß er nur quantitative, nicht aber qualitative Unterschiede zuläßt.

<sup>148</sup> Ebenda, Anmerkung 5, S. 131.

<sup>149</sup> N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 75.

<sup>150</sup> Ebenda, S. 115.

Mit dieser systemwissenschaftlichen Verengung des Dingbegriffs, durch die die Dinge einseitig mittels ihrer Relation zur Umwelt definiert werden, etabliert Luhmann eine neue Spielart des Relativismus, einen „Bezugssystemrelativismus“, wie er seinen Standpunkt selbst treffenderweise bezeichnet hat.<sup>151</sup>

Obwohl Luhmann nicht direkt ausspricht, daß dieser letztlich subjektivistische Standpunkt Agnostizismus einschließt, obwohl er sich optimistisch gibt, steckt in der Bestimmung von Welt als Komplexität Resignation in bezug auf die Möglichkeit, deren Strukturen und Prozesse beherrschen zu können.

Die Attribute, mit denen Luhmann die Umwelt belegt, weisen das aus. Umwelt bewegt sich ohne Rücksicht auf das System<sup>152</sup>, sie ist – wie oben zitiert – übermäßig komplex, unübersichtlich fluktuierend, sie ist unbestimmt<sup>153</sup> usw. Sie ist also nicht veränderbar. Luhmann rezipiert jene Variante des Entscheidungsmodells offener Systeme, das am Anfang dieses Kapitels skizziert wurde und das von der Annahme ausgeht: wenn die Anpassung an die Umwelt vorherrscht, dann wird die interne Struktur der Entscheidungseinheit zum Problem, dann bedeutet Entscheidung vor allem systeminterne Komplexitätsreduzierung in ständiger Auseinandersetzung mit einer komplexen Umwelt. Damit bekennt sich Luhmann als [90] Vertreter derjenigen Theorien, die die Erhaltung und Stabilisierung des Spätkapitalismus mittels erhöhter Anpassungsleistung an die zugunsten des Sozialismus veränderte gesellschaftliche Umwelt erbringen wollen.

Luhmanns Programm lautet: Stabilisierung des gesellschaftlichen Systems durch interne Komplexitätsreduzierung: „Alle funktionalistischen Analysen werden letztlich in bezug auf Stabilisierungsprobleme als Leitfäden geführt.“<sup>154</sup>

B. P. Löwe erfaßt die politisch-ideologische Position und Funktion der Luhmannschen Theorie, wenn er schreibt: „Vor der Umwelt des Systems resigniert man, indem man sie als ‚im ganzen nicht beherrschbaren‘ Faktor klassifiziert. Und zugleich spricht man davon, daß ‚einige wichtige Bestandsbedingungen‘ als ‚interne Leistungsbedingungen‘ des Systems eine seinem Zweck und seinen Zielen dienliche Auseinandersetzung mit der ‚Umwelt‘ ermöglichen. Mit der Konzipierung eines Stufenprogramms für das Reagieren des Systems auf Einflüsse, die seinen Bestandsbedingungen zuwiderlaufen, ist indirekt das Eingeständnis gemacht, daß die Macht des eigenen Systems Substanz verliert und man deshalb zu differenzierter Anpassung gezwungen ist.“<sup>155</sup>

L. v. Bertalanffy vertritt mit seinem sogenannten „perspektivistischen Weltbild“ eine dem Luhmannschen Bezugssystemrelativismus sehr ähnliche Position. Für v. Bertalanffy „schließt der Systembegriff auch eine neue Erkenntnistheorie ein ... die Ersetzung einer absolutistischen durch eine perspektivistische Philosophie“.<sup>156</sup> Diese beruhe auf der Erkenntnis, daß, wie jedes Tierchen in seiner Uexküllschen Umwelt lebt, die nur einen winzigen Teil des Universums ausmacht<sup>157</sup>, auch jedes Weltbild nur „eine bestimmte *Perspektive* einer letztthin unbekanntem Wirklichkeit ist, gesehen durch die Brille allgemeinmenschlicher, kultureller und sprachlicher Kategorien“<sup>158</sup>.

Hier wird der vorsichtige Agnostizismus Luhmanns, der expressis verbis nur in bezug auf die Umwelt eingestanden wird, zum generellen philosophischen Agnostizismus verallgemeinert!

Der rationale Kern, der in diesem Perspektivismus oder Bezugssystemrelativismus dennoch steckt, besteht darin, daß seitens der bürgerlichen Ideologie die Tatsache zur Kenntnis [91] genommen wird: die auf komplexe Systeme einwirkende Umwelt wird im System nicht unverändert widergespiegelt, sondern auf eine dem System eigene Weise gebrochen, verarbeitet und transformiert; oder, die

<sup>151</sup> Vgl. N. Luhmann, Systemtheoretische Argumentationen, a. a. O., S. 385.

<sup>152</sup> Vgl. N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 41.

<sup>153</sup> Ebenda, S. 75 f.

<sup>154</sup> N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 27

<sup>155</sup> B. P. Löwe, Zum Verhältnis von spätbürgerlicher politischer Soziologie und politischer Ideologie des Imperialismus, a. a. O., S. 216

<sup>156</sup> L. v. Bertalanffy, ... aber vom Menschen wissen wir nichts, a. a. O., S. 158.

<sup>157</sup> Vgl. ebenda, S. 197.

<sup>158</sup> Ebenda, S. 162.

Erscheinung hängt nicht nur von demjenigen ab, *das* erscheint, sondern erhält ihren Charakter auch von dem, *dem* es erscheint. Das wußte freilich schon der Dialektiker Hegel, ohne daß er diese Erkenntnis zu einer absoluten Aussage aufgebläht hätte.

Perspektivismus und Bezugssystemrelativismus, die überwundene Positionen der Philosophie aufwärmen, bezahlen diese Einsicht mit einem hohen Preis. Das objektive Moment in der Erscheinung schwindet und verflüchtigt sich; die Objektivität der Welt gilt entweder als unerkennbar oder als ein nicht zu erörterndes Problem, oder sie wird gänzlich eliminiert.

Letzteres ist bei H. Rombach der Fall, der für die Zukunft eine „Ontologie des Funktionalismus“ prophezeit, in der die zentrale Kategorie nicht wie in der alten Ontologie „Substanz“ sein wird – „Substanz ist das, was für sich zu bestehen vermag“ –, sondern „Funktion“, wobei „Funktion“ als „Unselbständigkeit, Angelegtheit auf Anderes, Sein im Anderen“ definiert ist.<sup>159</sup>

Funktion ist für Rombach somit abstraktes, undialektisches Negat von Substanz: das An-Sich-Sein ist aus dem Sein im Anderen ausgeschlossen. Diese Attacke gegen den Substanzbegriff ist insofern berechtigt, als sie sich gegen die Verabsolutierung der mit dem Substanzbegriff gesetzten Implikationen wendet, gegen die Einseitigkeit: Ruhe, Wesen, Einheit, Sein, Stabilität usw. zu den eigentlichen Bestimmungen der Dinge zu erklären. Aber es heißt, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben, wenn man ebenso einseitig die mit dem definierten Funktionsbegriff gegebenen Implikationen Dynamik, Erscheinung, Vielheit, Nichtsein, Instabilität usw. ontifiziert. Mag sich der Luhmannsche Funktionsbegriff auch von dem Rombachs unterscheiden, so treffen wir bei Luhmann – wenn auch weniger durchsichtig – dieselbe Konstellation an.

Im Zentrum der Polemik steht der alte Substanzbegriff; im Zentrum seiner eigenen Theorie die Kategorie der Funktion. Das Ergebnis kann hier wie dort nur Restauration metaphysischen Denkens sein, nicht aber Rezeption der Dialektik, wie Luhmann uns glauben machen will, auch wenn er zum Zwecke [92] der Kritik des Substanzbegriffs originäres Gedankengut der Dialektik benutzt wie das folgende.

So polemisiert er gegen die Vorstellung, Identität als selbstgenügsame Substanz aufzufassen. Sie müsse als System verstanden werden, deren Bestand nicht auf einem unveränderlichen Wesenskern beruhe<sup>160</sup>, denn der Funktionalismus teile „mit der Dialektik die ontologische Prämisse: daß ein Seiendes nicht wahrhaft und beständig sein könne, wenn es einen Widerspruch zu sich enthält“<sup>161</sup>. So kritisiert Luhmann, daß für die alte Substanzontologie Stabilität als das eigentliche Wesen eines Systems gegolten<sup>162</sup>, daß sie das Nichtsein aus dem Sein ausgeschlossen habe<sup>163</sup>, daß System und Prozeß miteinander vermittelt worden seien usw.<sup>164</sup>

Insofern die Dialektik in sich einschließt, mit dem metaphysischen Dingbegriff den alten Substanzbegriff überwunden zu haben, Dinge – wie wir sahen – als Systeme zu definieren, und zwar als der Umwelt gegenüber offene Systeme (die als Moment „Angelegtheit auf Anderes“ in sich einschließen), liefert sie gute und nützliche Argumente auch für den „radikalisierten Funktionalismus“.

Aber die Brauchbarkeit der Dialektik für den Funktionalismus hört da auf, wo der Horizont des System- und des Funktionsbegriffs zu überschreiten wäre, wo diese Begriffe – um philosophische Begriffe sein zu können – im Problemkreis der Philosophie konkretisiert werden müßten, das heißt in erster Linie: wo der Systembegriff mit dem Dingbegriff, der Funktionsbegriff mit den Kategorien Wesen und Erscheinung und diese mit der Grundfrage der Philosophie zu ermitteln wären.

Diesen Weg zu beschreiten, lehnt der Funktionalismus ab. Man meint den Esel und schlägt den Sack: Die Kritik am Substanzbegriff (an dem, „was für sich zu bestehen vermag“) soll gleichzeitig den

---

<sup>159</sup> Vgl. H. Rombach, *Substanz, System, Struktur*, Bd. I, a. a. O., S. 11-13.

<sup>160</sup> Vgl. N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung*, a. a. O., S. 26.

<sup>161</sup> Ebenda, S. 34.

<sup>162</sup> Vgl. ebenda, S. 39.

<sup>163</sup> Vgl. ebenda, S. 55.

<sup>164</sup> Vgl. ebenda, S. 125.

Materiebegriff des dialektischen Materialismus treffen. Dieser impliziert, sofern er nicht als bloß abstrakte erkenntnistheoretische Antwort auf die Grundfrage der Philosophie genommen wird (Materie ist das, was außerhalb und unabhängig vom menschlichen Bewußtsein existiert), sondern als konkreter Begriff, die Erkenntnis, daß nichts existiert als die sich bewegende Materie. Genommen als konkreter Begriff schließt „Materie“ ihren Gegensatz nämlich ein. Bewußtsein ist in näherer Bestimmung eine Bewegungsform der Materie, [93] „... die wirkliche Einheit der Welt besteht in ihrer Materialität“<sup>165</sup>, oder: die Materie ist das, was für sich zu bestehen vermag. Sie ist das sich selbst Determinierende, Selbstbewegte, sich selbst Entwickelnde. Sie bedarf zu ihrer Existenz keiner außer ihr liegender Kräfte.

Insofern die empirischen Dinge, Verhältnisse und Prozesse materiell sind, kommt auch ihnen als Moment in der Gesamtheit ihrer Eigenschaften die Eigenschaft zu, für sich bestehen zu können (selbstbewegt, selbstdeterminiert etc. zu sein). Freilich weisen sie diese Eigenschaft stets nur bedingt, nur relativ auf, weil „Materie“, sofern sie Begriff zur näheren Bezeichnung der Einheit der Dinge ist, deren wechselseitige Determination, deren relative Unselbständigkeit einschließt.

Indem der Funktionalismus den Substanzbegriff total eliminiert, bestreitet er, daß die Dinge, Verhältnisse und Prozesse materiell sind, und beseitigt in und mit diesem Vorgang den Materiebegriff. An seine Stelle tritt der Begriff der Funktion, der den Übergang zu jenem Bezugssystemrelativismus ermöglicht, der das Angelegtsein auf Anderes, der die Beziehung von dem losgelöst hat, *was* sich aufeinander bezieht, *was* sich im Verhältnis der Interaktion befindet. Damit aber erhalten Interaktion, Beziehung usw. unterderhand die Bestimmungen, um derentwillen der Substanzbegriff bekämpft wurde: sie werden zu demjenigen Etwas gemacht, „das für sich zu bestehen vermag“. Die neue, mit „modernem“ Inhalt erfüllte „Substanz“ ist die Beziehung, die Relation. A. J. Bahm hat sich zu Recht über diesen Vorgang lustig gemacht, wenn er ihn als den Hokusfokus der Systemtheorie bezeichnet und darauf hinweist, daß logische Widersprüche unausweichlich sind, sofern man die Relationen gegenüber den Dingen ontologisch verselbständigt.<sup>166</sup>

Damit keine Mißverständnisse aufkommen: Es ist hier nicht die Rede davon, was im Rahmen der Systemwissenschaften zulässig, sondern nur davon, was in der Philosophie legitim ist. Es wird nicht gegen systemwissenschaftliche Abstraktionen polemisiert, die mit dem ausdrücklichen Ziel vorgenommen werden, bestimmte Systemzusammenhänge aus unterschiedlichen empirischen Gegenständen herauszulösen und Objekte hinsichtlich dieser Zusammenhänge zu identifizieren.

[94] So hat L. v. Bertalanffy beispielsweise recht, wenn er es für einen Vorzug der Systemtheorie hält, „daß ... ihre Begriffe und Modelle sich sowohl auf materielle wie auf nichtmaterielle Erscheinungen anwenden lassen“<sup>167</sup>. Er hat sicherlich ferner recht, wenn er mit Hilfe des Systemdenkens auf eine „*einheitliche Theorie*“ hofft, „worin ‚Leib‘ und ‚Seele‘, in ihren formalen und strukturellen Aspekten, in einem einheitlichen Begriffssystem erfaßt werden“, wenn er meint, daß auf diesem Wege eine Wissenschaft entstehen könne, „worin Physisches und Psychisches, Unbewußtes und Bewußtes, Physiologie und Psychologie durch ähnliche, sehr abstrakte Konstruktionen oder Modelle erfaßt würden. Welcher Art diese Konstruktionen auch sein mögen, wir können sicher sein, daß die Begriffe des Systems und der Organisation darin eine zentrale Rolle spielen werden.“<sup>168</sup> Aber diese systemwissenschaftliche Leib-Seele-Theorie kann natürlich „keine Antwort darauf geben, was Realität letztlich ‚ist‘“.<sup>169</sup>

## 2. Der „radikalisierte Funktionalismus“

Luhmann eliminiert die Grundfrage der Philosophie, indem er sie durch ein anderes, seiner Meinung nach grundlegendes ontologisches Problem ersetzt, durch die Frage: Was ist die Funktion (der Sinn) von Systembildung überhaupt? Und er antwortet: Funktion von Systembildung ist Reduzierung von

<sup>165</sup> MEW, Bd. 20, S. 41.

<sup>166</sup> Vgl. A. J. Bahm, *Systems Theory: Hocus Pocus or Holistic Science?*, in: *General Systems*, a. a. O., Vol. XIV, 1969, S. 174 f.

<sup>167</sup> L. v. Bertalanffy, ... aber vom Menschen wissen wir nichts, a. a. O., S. 170.

<sup>168</sup> Ebenda, S. 170 f.

<sup>169</sup> Ebenda.



Weltkomplexität. Luhmann gewinnt diese Formel, indem er die funktional-strukturelle Methode verabsolutiert, oder, wie er es nennt, „radikalisiert“.

Die funktional-strukturelle Methode arbeitet mit Aussagen wie: Struktur a hat die Funktion  $\alpha$  in bezug auf das System A. Oder: Die Funktion  $\alpha$  für das System A wird von der Struktur a erfüllt, wobei jeweils entweder die Struktur oder die Funktion konstant bzw. variabel gehalten wird. Das wissenschaftliche Anliegen dieser Methode besteht darin, Funktionen und Strukturen vergleichbar zu machen, das heißt zu erforschen, inwieweit und wodurch in bezug auf die Aufgabe, Funktionen oder Strukturen konstant zu halten, die jeweils variabel gehaltene Größe ersetzbar ist. Es geht mittels der funktional-strukturellen Methode um Erkenntnisse folgender Art: Die [95] Strukturen a, b, c sind äquivalent in bezug auf die Funktion  $\alpha$ ; die Funktionen  $\alpha$ ,  $\beta$ ,  $\gamma$  sind äquivalent in bezug auf die Struktur a. Luhmann nennt dieses Verfahren „Äquivalenzfunktionalismus“, dessen Ziel „nicht mehr die Feststellung eines gesetzmäßigen Zusammenhangs bestimmter Ursachen mit bestimmten Wirkungen, sondern die Feststellung der Äquivalenz mehrerer gleichgeordneter Kausalfaktoren (sei). Die Frage lautet nicht: bewirkt A immer (bzw. mit angegebener Wahrscheinlichkeit) B, sondern: sind A, C, D, E in ihrer Eigenschaft B zu bewirken äquivalent“.<sup>170</sup>

Die funktional-strukturelle Methode wurde bereits im 19. Jahrhundert zu dem Zweck entwickelt, die inneren Wechselbeziehungen einer konkreten Gesellschaft ermitteln zu können. Sie ist bereits bei Durkheim vorhanden, wurde später vor allem von den Ethnologen Malinowski und Radcliffe-Brown weiterentwickelt und mit dem Namen „Funktionalismus“ belegt.<sup>171</sup> Die größte Bedeutung für die Ausarbeitung des Funktionalismus hatte jedoch die Systematisierung seiner Thesen durch Merton.<sup>172</sup> Indem der Funktionalismus als Methode die inneren funktionalen Zusammenhänge eines bestimmten Gesellschaftssystems zum Gegenstand seiner Untersuchung macht, vermag er einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung dieser Zusammenhänge zu leisten. Seine selbstgesetzte Grenze besteht darin, daß die funktionalen Zusammenhänge – wie Merton betont – jeweils nur im Rahmen eines vorgegebenen Systems ermittelt werden können<sup>173</sup>, daß er also zur Erfassung von Entwicklungsprozessen ungeeignet ist. Das folgt bereits aus dem Begriff der Funktion: Funktion verlangt die Angabe eines Bezugssystems, Funktion ist Funktion in bezug auf etwas, ist – wie Rombach richtig bemerkt – „Angelegenheit auf Anderes“, wobei dieses Andere das in bezug auf die Funktion Konstante ist.

Der Funktionalismus ist nach übereinstimmender Meinung seiner qualifiziertesten Vertreter keine Gesellschaftstheorie, die inhaltliche Aussagen über die Gesellschaft macht, die gesellschaftliche Gesetze auffindet, sondern lediglich ein Forschungsprogramm, „eine Anzahl methodologischer Vorschriften wie z. B. diese: Um die Erklärung für eine bestimmte Verhaltensweise zu finden, achte vor allem darauf, welchen Zielen sie dienen könnte. Das bedeute indessen nicht, daß die [96] auf diesem Wege gewonnene Erklärung unbedingt eine Erklärung durch das Ziel ist“.<sup>174</sup>

Im Gegensatz zu dieser maßvollen Haltung weitet Luhmann den Funktionalismus zu einer höchst allgemeinen Theorie aus, die Aussagen über das Verhältnis von System überhaupt zu Welt überhaupt machen möchte. Diese Theorie, der radikalisierte Funktionalismus, habe „nach der Funktion von Systemen und Strukturen zu fragen“<sup>175</sup> und wird zu diesem Zweck auf Nichtsystem, auf Welt bezogen, genauer: auf deren Komplexität. „Die Funktion der Systembildung überhaupt ... besteht in der Erfassung und Reduktion von Weltkomplexität“<sup>176</sup>.

Systembildung in allen Wirklichkeitsbereichen (im Biologischen, Gesellschaftlichen) löst nach Luhmann somit ein Problem, und zwar *das* Problem der Welt, das in ihrer übergroßen Komplexität besteht. Es ist meines Erachtens völlig unsinnig zu behaupten, daß die Welt – genommen als Subjekt der Aussage – Probleme hat, die zu lösen wären, oder daß die Systembildung eine Funktion gegenüber

<sup>170</sup> N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 23.

<sup>171</sup> Vgl. I. S. Kon, Der Positivismus in der Soziologie, Berlin 1968, S. 298.

<sup>172</sup> Vgl. ebenda, S. 303.

<sup>173</sup> Vgl. ebenda.

<sup>174</sup> Ebenda, S. 296.

<sup>175</sup> N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 75.

<sup>176</sup> Ebenda.

der Welt zu erfüllen habe. Habermas argumentiert schlüssig, wenn er Luhmann beschuldigt, mit dem „radikalisierten Funktionalismus“ den Regreß ins schlechte Unendliche zu vollziehen. Habermas schreibt: „Wenn Reduktion von Weltkomplexität dieser ‚letzte‘ strukturunabhängige Bezugspunkt der Analyse sein soll, dann muß Weltkomplexität als ein vor aller Strukturbildung objektiv gesteiltes Problem eingeführt werden. ‚Welt‘ muß dann als ‚Problem an sich‘ gedacht werden, so daß Bildung von Strukturen (und zwar ‚erster Strukturen‘) als Lösung jenes Urproblems erscheinen kann.“<sup>177</sup>

Ersetzt man in der obigen Aussage den Terminus „Funktion“ durch „Sinn“, dann wird vollends deutlich, wohin der verabsolutierte Funktionalismus führt: in die Behauptung eines objektiv gegebenen Sinns der Welt. Denn wenn die Systembildung einen *Sinn* in bezug auf die Welt hat, dann muß ihr dieser ja durch die Welt vorgegeben sein, weil Systembildung *Sinn für die Welt* hat.

Zu Ende gedacht, führt der „radikalisierte Funktionalismus“ zu einer modernisierten Neuauflage des teleologischen Weltbildes, in dem es Finalursachen im konstitutiven Sinne gibt, dem gemäß alles in der Welt Existierende für den Be-[97]stand der Welt Sinn und Funktion besitzt und dem gemäß alles von dieser Welt her Sinn und Funktion erhält.

Luhmann verdreht in seinem radikalisierten Funktionalismus die tatsächlichen Beziehungen. Die Verarbeitung einer Umwelt von hoher Komplexität stellt Systeme vor Probleme: wie und mit welchen systeminternen Mitteln die komplexen Umwelteinflüsse bewältigt werden können. Die Umwelt stellt die Systeme vor Probleme, nicht von Probleme der Welt „an sich“, sondern vor Probleme des eigenen Verhaltens zur Umwelt. Um es mit Luhmanns Termini zu formulieren: Nicht das Problem der Reduzierung von Weltkomplexität ist durch Systeme, sondern Systemprobleme sind durch die Reduzierung von Weltkomplexität zu lösen.

Den „radikalisierte Funktionalismus“ hat mit dem Funktionalismus als Methode kaum noch etwas zu tun. Lediglich die Form der Aussage weist auf seinen Ursprung hin. Wenn in dem funktionalistischen Satz: Die Funktion  $\alpha$  für das System A wird von der Struktur a erfüllt, die Werte eingesetzt werden: „Die Funktion Reduzierung von Weltkomplexität in bezug auf die Welt wird von Systemen und Strukturen geleistet“, wird der wissenschaftliche Wert der funktional-strukturellen Methode aufgehoben. Nach Luhmanns eigenen Worten – und dem ist zuzustimmen – besteht der Vorzug des Funktionalismus ja gerade darin, zum Zweck der Vergleichbarkeit, des Auffindens von Äquivalenzen, Strukturen bzw. Funktionen variabel zu machen. Aber aus Luhmanns „radikalisiertem Funktionalismus“ sind Variabilität, Vergleichbarkeit und Äquivalenz von Funktionen gänzlich verschwunden. Bezogen auf die Komplexität der Welt gibt es nur noch eine einzige Funktion, die Systeme zu erfüllen haben, und zwar die, diese Komplexität zu reduzieren. Damit aber hebt sich der Funktionalismus, sofern er radikalisiert wird, als wissenschaftliche Methode selbst auf.

### 3. System als Akteur von Gesellschaft und Geschichte

Es ist die Frage zu stellen: wozu diese zur Philosophie stilisierte Systemtheorie, wozu diesen verabsolutierten Funktionalismus anstelle der funktional-strukturellen Methode? Meines [98] Erachtens kann kein Zweifel bestehen, daß weder Parsons noch Dahrendorf, noch irgendeiner der Vertreter der „großen Theorie“ mit den gleichen Bewußtheit, Entschlossenheit und Konsequenz wie Luhmann ans Werk gegangen ist, um einen philosophisch fundierten Gegenentwurf zum historischen Materialismus zu erarbeiten.

Die transzendentalphilosophisch ausgeweitete Theorie offener Systeme soll einen allgemeinen Gesellschaftsbegriff stützen, der den marxistischen Gesellschaftsbegriff an Allgemeinheit und Modernität überbietet. Sie hat die Rolle zu übernehmen, die der philosophische Materialismus gegenüber dem historischen Materialismus spielt.

Gehen wir zur Erörterung des Luhmannschen Gesellschaftsbegriffs über. Gesellschaft ist ein System – und zwar ein offenes System –, das zum Typ der Sozialsysteme gehört. Was Gesellschaft ist, können wir nach Luhmann erkennen, wenn wir nach der Funktion fragen, die Gesellschaft in bezug auf die

---

<sup>177</sup> J. Habermas, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie? Eine Auseinandersetzung mit N. Luhmann, a. a. O., S. 153.

Umwelt zu erfüllen hat. Diese Funktion besteht – wie die Funktion jeder Systembildung – in der Reduktion von Umweltkomplexität.

Da die Umwelt immer sehr viel komplexer ist als jedes mögliche System, existiert ein „Selektionszwang“, ein Zwang zur Auswahl in Bezug auf Erlebnisse und Handlungen. Diese Selektion wird seitens gesellschaftlicher Systeme mittels Sinnbildung geleistet, wobei Sinn als „eine bestimmte Strategie des selektiven Verhaltens unter den Bedingungen hoher Komplexität“ definiert wird.<sup>178</sup> Sinn ist damit Selektion aus anderen Möglichkeiten.<sup>179</sup> Unter diesem Aspekt kann man *Handlungssysteme* „funktional definieren als Sinnbeziehung zwischen Handlungen, die Komplexität reduzieren durch Stabilisierung einer Innen-Außen-Differenz“<sup>180</sup> und *soziale Systeme* als „sinnhaft identifizierte Systeme“<sup>181</sup>. „Unter sozialem System soll hier ein Sinnzusammenhang von sozialen Handlungen verstanden werden, die aufeinander verweisen und sich von einer Umwelt nicht mehr dazugehöriger Handlungen abgrenzen lassen.“<sup>182</sup> Da soziale Systeme durch selektive Sinnbildung die überkomplexe Umwelt reduzieren, gewissermaßen eine Auswahl treffen, im Vergleich zu der auch andere Möglichkeiten für sinnhafte Identifizierungen existieren, sind Systeme nur „Ausschnitte“ aus einer überkomplexen Welt.<sup>183</sup>

[99] Soziale Systeme, zu denen auch Gesellschaft zu rechnen ist, sind mit Systemen anderer Bereiche (biologischen, psychologischen) darin gleich, daß sie überkomplexe Umwelt reduzieren, daß sie Selektionsleistungen, Weltausschnitte sind. Sie unterscheiden sich von letzteren lediglich durch ihre *Selektionsweise*, dadurch, daß sie auf der Basis von *Sinn* integriert sind. Es ist die Selektionsweise, die die Systeme verschiedener Bereiche voneinander unterscheidet: „Die Identität des Systems wird durch seine Selektionsweise konstituiert; es ist je nach dem physisches System, organisches System, psychisches System, soziales System.“<sup>184</sup> Um die Spezifik der Gesellschaft zu erfassen, genügt es daher – nach Luhmann –, „für Sinnsysteme einen neuartigen, mit organischen Prozessen konkret unvergleichbaren Selektionsstil anzunehmen“<sup>185</sup>. Wenn es die Systeme sind, die Sinnbildung leisten, bzw. wenn soziale Systembildung Sinnbildung ist, dann kann – so folgert Luhmann – der Sinnbegriff nicht aus dem Subjektbegriff abgeleitet werden. Er fällt sozusagen mit dem Systembegriff zusammen. „Den Sinnbegriff ist primär, also ohne Bezug auf den Subjektbegriff zu definieren, weil dieser als sinnhaft konstituierte Identität den Sinnbegriff schon voraussetzt.“<sup>186</sup> Subjekt ist nicht sinnbildendes, sondern sinnverwendendes System.<sup>187</sup>

Gesellschaft ist (unter dem Aspekt ihrer Funktion) für Luhmann schließlich „dasjenige Sozialsystem, das im Voraussetzungslosen einer durch physische und organische Systembildungen strukturierten Umwelt soziale Komplexität regelt und letzter grundlegende Reduktionen einrichtet“<sup>188</sup>, „... dessen Strukturen darüber entscheiden, wie hohe Komplexität der Mensch aushalten, d. h. in sinnvolles Erleben und Handeln umsetzen kann“.<sup>189</sup>

Gesellschaft ist für Luhmann ihrer allgemeinen Natur nach also Sozialsystem (sinnbildendes System). Sie ist – insofern sie „letzte, grundlegende Reduktionen“ einrichtet – den einzelnen Sozialsystemen irgendwie übergeordnet. Sie regelt deren Beziehung zueinander, sie sorgt dafür – wenn ich Luhmann richtig verstehe –, daß die Sozialsysteme gegenüber der Umwelt einen Zusammenhalt besitzen. Luhmann bezeichnet Gesellschaft „gleichsam als Sozialsystem per excellence, oder als soziales System

<sup>178</sup> N. Luhmann, *Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse*, in: J. Habermas/N. Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, a. a. O., S. 12.

<sup>179</sup> Vgl. ebenda.

<sup>180</sup> Ebenda, S. 11.

<sup>181</sup> Ebenda.

<sup>182</sup> N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung*, a. a. O., S. 115.

<sup>183</sup> Vgl. N. Luhmann, *Systemtheoretische Argumentationen*, a. a. O., S. 307.

<sup>184</sup> N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung*, a. a. O., S. 143.

<sup>185</sup> N. Luhmann, *Systemtheoretische Argumentationen*, a. a. O., S. 300.

<sup>186</sup> N. Luhmann, *Sinn als Grundbegriff der Soziologie*, in: J. Habermas/N. Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, a. a. O., S. 28.

<sup>187</sup> Vgl. N. Luhmann, *Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse*, a. a. O., S. 12.

<sup>188</sup> N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung*, a. a. O., S. 145.

<sup>189</sup> N. Luhmann, *Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse*, a. a. O., S. 16.

der sozialen Systeme, oder als Sozialsystem, das als Bedingung der Möglichkeit anderer Sozialsysteme fun-[100]giert“. <sup>190</sup> Gesellschaft sorgt zwar dafür, daß die Sozialsysteme koordiniert funktionieren, sie ist aber kein aus Teilsystemen bestehendes Ganzes, dem die Sozialsysteme subordiniert wären.

In dieser Bestimmung von Sozialsystem und Gesellschaft erfolgt in zwei Schritten der Angriff auf den marxistischen Gesellschaftsbegriff: zunächst auf dessen Materialismus, dann auf dessen Dialektik. Von Luhmanns Gesellschaftstheorie aus kann endlich die ideologische Absicht seiner – scheinbar politisch und weltanschaulich neutralen – philosophischen Grundlegung durchschaubar gemacht werden.

Sozialsysteme sind auf der Basis von Sinn integriert. Diese Aussage wird gewonnen, indem die Tätigkeit der Sinnbildung dem Subjekt entzogen und an soziales System gebunden wird. Diese Operation kann auf philosophisch anspruchsvollem Niveau aber nun geleistet werden, wenn zugleich die Materialität und Objektivität der Dinge, Verhältnisse und Prozesse aufgehoben, das heißt, wenn eine Leerstelle geschaffen wird, in die etwas anderes eintreten kann. Diesem gemeinten Anderen, für das Luhmann in Tradition der Phänomenologie von vornherein „Sinn“ ins Auge gefaßt hat, muß aber ein Schein von Objektivität verliehen werden, wenn es den Platz des Materiebegriffs einnehmen soll. Zu diesem Zweck wird der „radikalisierte Funktionalismus“ veranstaltet, mittels dessen „Funktion“ und „System“ zu ontologischen Bestimmungen hochgespielt werden; zu diesem Zweck wird der Bezugssystemrelativismus etabliert.

Letzterer hat nicht nur das allgemeine Ziel, den Materialismus zu eliminieren, sondern ihm liegt darüber hinaus die Absicht zugrunde, den *dialektischen* Materialismus in seiner Spezifik zu treffen. Der Bezugssystemrelativismus richtet sich – wie wir sahen – gegen die Auffassung, daß Dinge hierarchisch – in sich gegliederte und zusammenhängende Ganzheiten sind, und schafft sich somit die Möglichkeit, das „Ding“ Gesellschaft in voneinander unabhängige, ihren Bezug zur Umwelt je einzeln realisierende Systeme auflösen zu können. Gibt es keine Dinge, so kann auch Gesellschaft nicht konkrete Totalität sein, so hat Marx unrecht, wenn er der Gesellschaftstheorie den Begriff der ökonomischen Gesellschaftsformation zugrunde legt.

[101] Luhmann will den Begriff der Gesellschaftsformation durch die folgende Konzeption überbieten, die sich zum Unterschied von anderen Konzeptionen der „großen Theorie“ historisch gibt. In Nachfolge der archaischen Gesellschaft (die durch segmentierende Differenzierung strukturiert wurde) seien in der Geschichte bisher folgende Typen von Gesellschaft aufgetreten:

a) Gesellschaften, die „durch den Primat eines ihrer Teilsysteme bestimmt gewesen (sind), und zwar desjenigen Teilsystems, das durch seine eigene Komplexität in der Evolution führend war, zunächst des politischen, dann des wirtschaftlichen Teilsystems“. <sup>191</sup> In diesem Gesellschaftstyp „war es sinnvoll, die Gesellschaft selbst von ihrem jeweils führenden Teilsystem aus zu begreifen ... ja sie mit ihm zu identifizieren“. <sup>192</sup>

b) Aber dieser Typ von Gesellschaft, der durch ein führendes Teilsystem seine Prägung erhielt, sei historisch überwunden. Heute habe Gesellschaftstheorie mit einer Gesellschaft zu rechnen, in der mehrere funktional ausdifferenzierte Untersysteme existieren, „zwischen denen der funktionale Primat variieren (oder auch unentschieden bleiben) kann“. <sup>193</sup> „Die Einheit der Gesellschaft ist, jedenfalls heute, nicht mehr als Einheit eines Zweckes oder einer letzten Instanz zu begreifen. Sie ist letztlich nichts anderes als die Einregulierung eines Verhältnisses entsprechender Komplexität zwischen einer Vielzahl von Sozialsystemen, die wechselseitig füreinander gesellschaftliche Umwelt sind.“ <sup>194</sup>

Es könnte Luhmann an dieser Stelle leicht nachgewiesen werden, daß er die schlüssigen Beweise der Geschichtsforschung nicht zur Kenntnis genommen hat, wonach auch in der griechischen und römischen Antike nicht das politische, sondern das ökonomische Teilsystem allen anderen Teilsystemen

<sup>190</sup> N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 143.

<sup>191</sup> Ebenda, S. 142.

<sup>192</sup> Ebenda.

<sup>193</sup> Ebenda.

<sup>194</sup> Ebenda, S. 149 f.

ihr spezifisches Gepräge verliehen hat, daß Aufstieg, Blüte und Verfall der antiken Gesellschaft ihre Ursachen in den Potenzen und Grenzen der auf Sklaverei beruhenden Wirtschaft haben.

Aber im Zusammenhang mit unserem Thema interessiert in erster Linie das Modell, das Luhmanns Konstruktion des Geschichtsverlaufs zugrunde liegt. Dieses bezieht Luhmann offensichtlich von L. v. Bertalanffy, der seinerseits den Typ der embryologischen Entwicklung des Organismus für allgemein-[102]gültig hält. Bertalanffys Modell geht von der These aus, daß Differenzierung und Verlust des Ganzheitscharakters eines Systems Hand in Hand gehen. Biologische, psychologische und gesellschaftliche Systeme schreiten von einem äquipotentiellen ganzheitlichen Zustand, in dem die Leistung oder Funktion des Teils nicht vom Teil selbst, sondern von seiner Stellung im Ganzen abhängt, zur Differenzierung in Teile fort (progressive Segregation), wobei Differenzierung Zunahme an Komplexität, aber auch progressive Mechanisierung nach sich zieht, das heißt unabhängiges, selbständiges Funktionieren der Teile, die ihrer Wechselwirkung verlustig gehen. Sie hängen nur noch von sich selbst ab, was einen Verlust an Regulierbarkeit des Systems herbeiführt. Das System nähert sich einer bloßen Summe unabhängiger Teile.<sup>195</sup> In diesem Zusammenhang spricht L. v. Bertalanffy von Elementen, die als „trigger“ fungieren, das heißt von „führenden Teilen“, die, wenn sie sich selbst auch nur geringfügig ändern, eine beträchtliche Veränderung im ganzen System hervorbringen können.<sup>196</sup> Daß Luhmann das eben geschilderte Modell rezipiert, ist unverkennbar. Auch bei ihm schreitet die Entwicklung zur Differenzierung und progressiven Mechanisierung fort, auch bei ihm gibt es Stadien der Entwicklung, in denen „trigger“ den Zustand des Gesamtsystems bestimmen. Diese Anleihe führt Luhmann in den Organizismus zurück, was gegenüber K. H. Tjaden<sup>197</sup> geltend gemacht werden muß, der der Ansicht ist, Luhmann habe den Organizismus der bürgerlichen Gesellschaftstheorie überwunden.

Das ontogenetisch-embryologische Entwicklungsmodell besitzt Implikationen, die einen Begriff von Geschichte induzieren, der es unmöglich macht, die Spezifik ihrer Entwicklungsgesetze zu erfassen. Die embryonale Entwicklung des Organismus ist nämlich objektiv zielgerichtet, insofern ihr Endprodukt, der ausgebildete Organismus, in der Ausgangszelle gewissermaßen bereits angelegt ist, so daß die Entwicklung in diesem Falle wesentlich als streng gesetzmäßige Entfaltung von etwas Gegebenem verstanden werden muß. Dieser Sachverhalt wird in der Biologie „Äquifinalität“ genannt und bezeichnet eben die Tatsache, daß organische Systeme aus in weitem Umfange variablen Ausgangszuständen doch immer zu ein und demselben Endzustand gelangen.

[103] Wird Geschichte unter diesen Typ von Entwicklung subsumiert, so ist unterstellt, daß sie einen ehern feststehenden Verlauf nimmt und einem unabänderlichen Zielzustand zustrebt: ausdifferenziert zu sein, der progressiven Mechanisierung zu verfallen usw. Die geschichtliche Gegenwart deutet Luhmann als den Eintritt in dieses Stadium. Damit aber stellt er der Geschichte das Dogma voraus, daß die Beschaffenheit der gegenwärtigen (westlichen!) Gesellschaften im Keim bereits in der Urgesellschaft angelegt war und daß die dazwischen liegende Geschichte mit nichts anderem beschäftigt war, als diesen Zustand schrittweise herbeizuführen.

Auf dem Boden des embryologischen Modells steht offensichtlich auch Luhmanns Einteilung der Geschichte in drei Stadien. Er unterscheidet als aufeinanderfolgend das frühgeschichtliche archaische Stadium, das durch segmentierende Differenzierung strukturiert ist, eine Epoche, die durch das „trigger“-Prinzip bestimmt ist (durch dasjenige Teilsystem, „das durch seine eigene Komplexität in der Evolution führend war“<sup>198</sup>, und die heutige Gesellschaft, die ausdifferenziert und durch kein führendes Teilsystem (bzw. durch den Wechsel des Primats) gekennzeichnet ist.

<sup>195</sup> Vgl. L. v. Bertalanffy, *General System Theory*, a. a. O., S. 67-70.

<sup>196</sup> Vgl. ebenda, S. 71

<sup>197</sup> Vgl. K. H. Tjaden, Rez. zu: J. Habermas/N. Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, a. a. O. Tjaden schreibt: „Dabei neigt Habermas dazu, der Luhmannschen Theorie – zu unrecht – das Modell des organischen, gegenüber einer feindlichen Umwelt sich behauptenden Systems zu unterstellen, mithin die spezifische Leistung Luhmanns zu verkennen, Konstitution, Funktion und Evolution komplexitätsreduzierender Systeme auf eine in sich problematische Totalität von Welt zu beziehen.“ (S. 155)

<sup>198</sup> N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung*, a. a. O., S. 142.

Diese Bindung des Geschichtsbegriffs an embryologische Vorgänge wird von Luhmann allerdings kaschiert, indem er das biologische Ausgangsmodell systemtheoretisch überhöht, Evolution sozialer Systeme wird an den Veränderungen gemessen, die in bezug auf die Reproduktion von Komplexität auftreten. Unter dem Gesichtspunkt der Komplexität wird das embryologische Modell also einer Abstraktion unterzogen und von den konkreten biologischen Vorstellungen gereinigt. Da dieser Vorgang die Struktur des zugrunde gelegten Entwicklungsschemas nicht antastet, bleibt es als abstrakte Leerformel erhalten, die die gewissermaßen nachträglich und von außen eingesetzten gesellschaftlichen Inhalte strukturiert.

Es entbehrt nicht der Komik, daß ausgerechnet Luhmann dem Marxismus vorwirft, den Biologismus niemals überwunden zu haben. Er schreibt: „Die Begriffe Produktion und Produktionsverhältnisse stehen bei Marx ... noch unter den Denkvoraussetzungen der alteuropäischen Tradition; sie beziehen sich noch auf die Befriedigung von *Bedürfnissen* des organischen und gesellschaftlichen *Lebens*. ‚Leben‘ ist und bleibt [104] jedoch auch als gutes, gesellschaftliches, kulturell interpretiertes Leben eine Kategorie aus der Sphäre organischer Systeme; sie bezeichnet die für diese Sphäre charakteristischen System/Umweltprozesse.“<sup>199</sup>

Wenn Luhmann seinerseits dagegen die Auffassung setzt, daß „das Evolutionsproblem bei Sinnsystemen nicht in Veränderungen der ‚Reproduktion des Lebens‘ ... also in einer Reproduktion der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse, sondern in Veränderungen der ‚Reproduktion von Komplexität‘“ bestehe<sup>200</sup>, so ist die Blindheit gegenüber seinem eigenen Organizismus nur zu erklären, wenn man klassenbedingte, ideologische Borniertheit in Rechnung stellt.

Wir stoßen hier wieder einmal auf die Tatsache, daß das Bürgertum die Dialektik nicht zu begreifen vermag. Das heißt hier, Luhmann ist unfähig zu verstehen, daß nur mittels des konkreten Begriffs der menschlich-gesellschaftlichen Daseinsweise der Organizismus in der Gesellschaftsbetrachtung überwindbar ist. „Überwinden“ bedeutet nämlich nicht, abstrakt zu negieren, bedeutet nicht, einen solchen Begriff an die Stelle des alten zu setzen, der mit dem alten Begriff in keiner Weise vermittelt ist.

Entwicklung ist ein Vorgang, bei dem sich ein konkreter Gegenstand gegebener Qualität in einen konkreten Gegenstand anderer Qualität verwandelt. Sie ist Einheit sich kontinuierender und diskontinuierlicher Momente. Um die Spezifik einer neuen Qualität sichtbar zu machen, müssen daher sowohl die spezifische konkrete Identität als auch der spezifische konkrete Unterschied zwischen der alten und der neuen Qualität ermittelt werden.

Luhmann lastet es dem Marxismus als Fehler an, daß er die gesellschaftliche Daseinsweise nicht auf den kahlen, abstrakten, äußerlichen Unterschied zur tierischen Existenzweise reduziert, daß er das Historische aus dem Logischen nicht verbannt. Er selbst versucht das zu tun, indem er nach dem klassischen logischen Verhältnis der Subordination biologische und gesellschaftlich-menschliche Daseinsweise als in bezug auf die Selektionsweise unterschiedene Spezialfälle der Reduzierung von Umweltkomplexität auffaßt, indem er an die Stelle der konkreten Identität die abstrakte einer den Systemen übergeordneten Eigenschaft setzt. Es kann nicht ausbleiben, daß sich [105] Luhmann abermals in den Fallstricken einer Antinomie verfängt: Die ausgeschlossene konkrete Identität schleicht sich als abstrakte, übergeordnete, verabsolutierte Identität wieder ein. Das zum allgemeinen aufgeblähte embryonale Entwicklungsmodell eliminiert die konkreten Unterschiede zwischen der (ontogenetischen) Geschichte der Organismen und der Gesellschaft.

Und es eliminiert darüber hinaus die Hierarchie der innergesellschaftlichen Abhängigkeitsbeziehungen. Luhmann denkt von seinen Voraussetzungen her folgerichtig, wenn er die zentrale Bedeutung der Marxschen Begriffe „Produktivkräfte“ und „Produktionsverhältnisse“ nicht einsehen kann. Unter dem einzigen gesellschaftsspezifischen Gesichtspunkt, den er gelten läßt, nämlich, daß in der Gesellschaft Reduktion von Umweltkomplexität durch Sinnbildung erfolgt, kann die Produktion und Reproduktion von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen in der Tat nur als eine von äquivalenten Möglichkeiten aufgefaßt werden, als einer der Wege, die Umweltkomplexität zu reduzieren.

<sup>199</sup> N. Luhmann, Systemtheoretische Argumentationen, a. a. O., S. 372.

<sup>200</sup> Ebenda, S. 362-363.

Der Marxismus gewinnt seine Gesellschaftsbegriffe auf allen Ebenen der Verallgemeinerung (den Begriff der ökonomischen Gesellschaftsformation, den einer bestimmten Gesellschaftsformation) nicht durch Spezifizierung der System-Umwelt-Beziehung, auch nicht durch die simple und äußerliche Frage, was unterscheidet die biologische von der gesellschaftlichen Existenzweise bzw. den Kapitalismus vom Sozialismus usw., sondern auf dem Wege der historisch-logischen Analyse. Das „Kapital“ und Engels' Studie „Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“ erbringen zusammen genommen den Beweis, daß die Geschichte letztlich von der Entwicklung der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse vorangetrieben wird: als Gesamtprozeß und innerhalb der einzelnen Gesellschaftsformationen. Indem der entscheidende Anteil der Arbeit an der Anthropogenese, die führende Rolle der Produktion von Werkzeugen innerhalb eines Systems von sich qualitativ verändernden tierischen Eigenschaften nachgewiesen wurde, indem man das zum unterscheidenden Merkmal nahm, was die objektive, tatsächliche Entwicklung von der tierischen zur menschlichen Daseinsform primär *bewirkte*, indem man die Frage nach der Allgemeingültigkeit der Beziehung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen [106] sozusagen an deren „Elementarform“ stellte, konnte man auch sicher sein, den „Maßbereich“ menschlich-gesellschaftlicher Daseinsweise in seiner Grundstruktur, seinem Grundgesetz begriffen zu haben, gleichzeitig jedoch auch die Identitäten menschlicher und tierischer Existenzweise, die Tatsache, daß in modifizierter, spezifisch gesellschaftlicher Form unausrottbare Bedürfnisse befriedigt werden, die dem biologischen Dasein des Menschen entstammen. Der *konkrete* Begriff der gesellschaftlichen Daseinsweise bewahrt den der biologischen Bewegungsform der Materie als seine Grenze, als aufgehobenen Begriff in sich auf.

Der ideologische Sinn von Luhmanns Geschichtsbegriff ist offensichtlich. In Abwehr und als Konkurrenz zum marxistischen Geschichtsbegriff soll dem Geschichtsverlauf eine Art objektiver Tendenz unterlegt werden, eine Tendenz allerdings, die sich unabhängig von den Interessen und Bedürfnissen der gesellschaftlich handelnden Individuen und Klassen durchsetzt. Der von Luhmann inaugurierte Geschichtsbegriff basiert auf der Vorstellung, daß die Verhältnisse unabhängig vom Verhalten funktionieren, daß die Systeme und nicht die Menschen und Klassen die eigentlichen Akteure der Geschichte sind, da nicht die gesellschaftlichen Klassen, sondern die Systeme die Subjekte in bezug auf die Sinnbildung sind: „Der Sinnbegriff ist primär, also ohne Bezug auf den Subjektbegriff zu definieren.“<sup>201</sup> Luhmanns Geschichtsbegriff suggeriert damit aber eine Ideologie der Machtlosigkeit, des sich Abfindens, Einverständnis damit, verwaltet zu werden, Opportunismus. Er ist vorzüglich geeignet, manipulativen Praktiken das theoretische Hinterland zu verschaffen.

#### 4. Die Auflösung der Gesellschaft in autonome Teilsysteme

Luhmanns Gesellschaftstheorie ist – wie bereits erwähnt – ein im Sinne reaktionärer Gegenaufklärung konstruierter Gegenentwurf zum historischen Materialismus. Folgerichtig versucht daher Luhmann, alle von der marxistischen Gesellschaftstheorie aufgeworfenen Fragen mittels eigener Positionen zu beantworten, folgerichtig schließt seine Theorie implizite und explizite Destruktionsversuche der marxistischen [107] Gesellschaftstheorie ein, wobei Luhmann die Attacken nie auf Nebensächlichkeiten, sondern stets auf die tragenden Grundaussagen richtet. Und er versucht, die Wirkung seiner Theorie zu erhöhen, indem er dem Marxismus nach rückwärts, in bezug auf die Vergangenheit teilweise recht gibt, nicht aber für heute und für die Zukunft.

So läßt Luhmann die Aussage der Marxschen Kapitalismusanalyse gelten, daß das ökonomische Teilsystem im Frühkapitalismus (den Luhmann sicher anders nennen würde!) das alle übrigen Teilsysteme dominierende gewesen ist, aber er bestreitet entschieden, daß Marx damit eine allgemeine innere Systemgesetzlichkeit in bezug auf die Gesellschaft entdeckt hat. Indem er letzteres bestreitet, gewinnt er gleich eine ganze Kette von „Widerlegungen“.

Wenn das ökonomische Teilsystem in der Geschichte der Gesellschaft nicht generell das führende Teilsystem ist, so wird gesellschaftliche Entwicklung nicht durch das Verhältnis von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen vorangetrieben, dann spielen Widersprüche innerhalb dieser Beziehung keine historisch entscheidende Rolle, dann ist Klassenkampf nur ein historisch eng begrenztes

<sup>201</sup> N. Luhmann, Sinn als Grundbegriff der Soziologie, a. a. O., S. 28.

Phänomen (das ausschließlich für die Epoche gilt, die Marx im „Kapital“ beschreibt), dann existiert auch keine gesetzmäßige Dominanz der ökonomischen Basis über den gesellschaftlichen Überbau, dann ist es möglich zu behaupten, die Ökonomie sei kein Bereich zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse.

Und genau auf diese Behauptung kommt es Luhmann an. Sie ist indirekt nötig, um die These von der funktional ausdifferenzierten Gesellschaft der Gegenwart zu stützen; direkt, um den marxistischen Humanismus, für den die Gesellschaft zum Zwecke der Befriedigung vorhandener und der Erzeugung zunehmend vermenschlichter Bedürfnisse produziert, durch die inhumane Vorstellung zu ersetzen, daß es in Wirklichkeit um die Bedürfnisse und Interessen der Systeme gehe.

Der marxistischen (und der übrigens auch frühbürgerlichen) Bestimmung der Zielfunktion von Wirtschaft tritt Luhmann mit folgendem Vorschlag entgegen: „Bessere Ansätze findet man in neueren Überlegungen der ökonomischen Theorie, entweder die Rationalstruktur des Handelns (das Zweck/Mittel-Schema) oder den Geldmechanismus oder das Knappheits-[108]problem als Ausgangspunkt für eine Definition der Wirtschaft zu wählen.“<sup>202</sup>

Freilich reflektiert dieser Vorschlag auch ein Stück gesellschaftlicher Wirklichkeit des Spätkapitalismus, insofern dessen ökonomisches Teilsystem in der Tat nicht auf die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse eingerichtet, sondern mit sich selbst beschäftigt ist: mit seinen „Geldmechanismen“, der Tatsache, daß „Geld chronisch knapp“ ist usw.<sup>203</sup>

Von dem Anliegen, daß die Produktion und Reproduktion der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse eigentlich der Produktion und Befriedigung menschlicher Bedürfnisse zu dienen habe, kann nicht abgegangen werden, auch oder gerade wenn Produktion oder „Wirtschaft“ unter gesellschaftlichen Bedingungen betrieben wird, die ihren Zweck bis zur Unkenntlichkeit entstellen.

Luhmann baut seine Wirtschaftstheorie auf dem auf, was Marx „Warenfetischismus“ bzw. auch „Geldfetischismus“ nennt, wenn er behauptet: „... mit Hilfe des Geldmechanismus bildet die Wirtschaft eigene Werte, eigene Zwecke, Normen, Rationalitätskriterien ... aus, an denen sich die Verhaltenswahlen in ihrem Bereich orientieren.“<sup>204</sup>

Indem Luhmann Wirtschaft als ausdifferenziertes Teilsystem unabdingbar auf den Geldmechanismus zurückführt, hypostasiert und behauptet er die Allgemeingültigkeit der ökonomischen Verhältnisse des Kapitalismus, die er zudem nur auf der Ebene ihrer Erscheinung erfaßt. Er gibt dem Geldfetischismus, der durch die ökonomische Praxis des Kapitalismus hervorgebracht wird, die theoretische Weihe, er verabsolutiert den Schein, daß es in der Ökonomie um ein „gesellschaftliches Verhältnis von Sachen“ geht. Die Möglichkeit, zu fragen, ob sich hinter diesem Verhältnis ein „gesellschaftliches Verhältnis von Personen“ verbergen könne<sup>205</sup>, schneidet er von vornherein durch die Behauptung ab, daß das wirtschaftliche Teilsystem ein eigenständiges Dasein führe. Luhmanns Wirtschaftstheorie ist theoretisch und methodisch darauf angelegt, den kapitalistischen Charakter derjenigen wirtschaftlichen Verhältnisse, die er beschreibt, zu ignorieren. Auf sie trifft die Marxsche Kritik am Waren- und Geldfetischismus nicht nur sinngemäß, sondern wörtlich zu: „Es ist aber eben diese fertige Form – die Geldform – der Warenwelt, welche [109] den gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeiten und daher die gesellschaftlichen Verhältnisse der Privatarbeiter, sachlich verschleiert statt sie offenbaren“<sup>206</sup> und: „Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt.“<sup>207</sup>

Luhmann ist realistisch genug, um einzugestehen, daß die Arbeit im wirtschaftlichen Sinn als Ware

---

<sup>202</sup> N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 206; vgl. S. 208: hier behauptet Luhmann, „daß die Wirtschaft nicht einer immanenten Logik des Bedarfs, sondern der Bedarf einer immanenten Logik der Wirtschaft folgt“.

<sup>203</sup> Vgl. ebenda, S. 207.

<sup>204</sup> Ebenda, S. 210.

<sup>205</sup> Vgl. MEW, Bd. 23, S. 87.

<sup>206</sup> Ebenda, S. 90.

<sup>207</sup> Ebenda, S. 86.



behandelt wird. Aber aus diesem Eingeständnis wird – unter dem Vorzeichen abstrakter Gesellschaftstheorie – sofort eine Aussage, die in bezug auf alle hochentwickelten zeitgenössischen Gesellschaften Gültigkeit beansprucht: für den Kapitalismus ebenso wie für den Sozialismus. Ferner erlaubt die von Luhmann behauptete Eigenständigkeit der Teilsysteme in differenzierten Gesellschaften, die Ausbeutung des Menschen als lediglich ökonomisches Phänomen zu werten. Luhmann konstruiert in diesem Kontext eine merkwürdige Ausschließlichkeits-Beziehung, mit der er dem Warencharakter der Arbeit seine gesellschaftsbestimmende Funktion nehmen will: Die Arbeit könne im wirtschaftlichen Sinn nur als Ware behandelt werden, *weil* sie im religiösen, politischen, familiären, pädagogischen, medizinischen System nicht so behandelt werde.<sup>208</sup>

Diese Behauptung setzt als bereits erwiesen voraus, was erst zu beweisen wäre. Zu beweisen wäre, daß die Teilsysteme, die Luhmann aufzählt, tatsächlich streng arbeitsteilig und autonom funktionieren, so daß die Eigenschaften der Teilsysteme nicht aufeinander übertragbar sind. Diesen Beweis bleibt Luhmann mit gutem Grund schuldig. Es sei denn, man akzeptiere die – im oben skizzierten systemtheoretischen Modell aufgestellte – abstrakte Behauptung als Beweis: gesellschaftliche Entwicklung verlaufe nun einmal so und nicht anders. Die strikte Trennung, die Luhmann zwischen den gesellschaftlichen Teilsystemen durchführt, und die Betonung ihrer Eigenständigkeit als ausdifferenzierte Systeme gestattet also, die Ausbeutung als nur partielles, nicht gesamtgesellschaftliches Phänomen zu kennzeichnen.

Sie gestattet aber auch, die Frage nach den hinter dem Geldmechanismus (hinter den gesellschaftlichen Beziehungen von Sachen) existierenden gesellschaftlichen Verhältnissen von Personen zu verschleiern, da diese ja nach Luhmann in anderen [110] Teilsystemen der Gesellschaft (z. B. der Familie) realisiert werden.

In einer so verstandenen Ökonomie kommen „Produktiv- und „Produktionsverhältnisse“ gar nicht vor; nicht einmal der Begriff der Produktion, sofern damit gesellschaftlich bestimmte Produktion gemeint ist. Wo diese Termini dennoch verwendet werden, ist damit nicht dasselbe gemeint wie im Marxismus. Bei Luhmann wird unter dem Aspekt der Reduktion von Komplexität Produktion zu einem Sonderfall von Technik, wobei Technik ebenso Sozialtechniken, z. B. Manipulation, umfaßt wie das Herstellen von materiellen Gegenständen. „Die ‚Herstellung‘ von Gegenständen ist ... ein Anwendungsfall, freilich ein besonders spektakulärer Artwendungsfall von Technik.“<sup>209</sup>

Luhmann kann Sachverhalte wie die Einheit von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, Produktion usw. von seinen theoretischen und methodischen Vorgaben her gar nicht denken, weil deren Begriffe auf dem Boden des konkreten Gesellschaftsbegriffs und mittels der dialektischen Methode gewonnen wurden: Diese verlangt, bei der abstrakten Gegenüberstellung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen nicht stehenzubleiben. Die Begriffe finden erst dann ihre inhaltliche Erfüllung, wenn man sie miteinander vermittelt, das heißt, wenn jeder der beiden Begriffe sich um seinen Gegensatz, seinen Gegenbegriff anreichert. Der um die Bestimmung Produktionsverhältnisse bereicherte Begriff der Produktivkräfte ist erst – um mit Hegel zu sprechen – dessen „Wahrheit“, weil nur in diesem Falle die Produktivkräfte als konkrete von den Produktionsverhältnissen bestimmte Produktivkräfte verstanden werden, und vice versa. Luhmann grenzt sich expressis verbis von der Methode dialektischer Begriffsbildung und ihrem Resultat, dem konkreten Begriff, ab. Er ist sich dessen bewußt, daß er mit abstrakt-allgemeinen Begriffen Gesellschaftstheorie betreiben will und daß sein systemtheoretischer Ansatz auch nichts anderes hergeben kann.

Hier seine programmatische Erklärung: „Mit Universalität ist nur behauptet, daß sich alle Tatbestände, im Falle der Soziologie alle sozialen Tatbestände, systemtheoretisch interpretieren lassen ... Universalität der Theorie heißt nicht, daß sie ihre Gegenstände total, d. h. in allen nur möglichen Hinsich-[111]ten erfasse ... Eine konsequent entfaltete, funktionalistische System/Umwelt-Theorie ... totalisiert Systeme lediglich in einer spezifischen Hinsicht: in ihrem Weltbezug. Nur die Welt selbst,

<sup>208</sup> Vgl. N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 211.

<sup>209</sup> N. Luhmann, Systemtheoretische Argumentationen, a. a. O., S. 359.

kein System wird als konkrete Totalität angesehen ... Systeme selbst sind immer schon selektive Leistungen, Aspekte von Weltzuständen, deren Selektivität die Wissenschaft mit ihren analytischen Kategorien nur nachzeichnet, nicht begründet ... Totalität wird nicht für Systeme behauptet, sondern nur für das Woraus ihrer Selektivität, Systeme beziehen sich aufs Totale gerade dadurch, daß sie es nicht *sind*, sondern *reduzieren*, und dasselbe gilt, auf einer anderen Stufe, für die Kategorien der Systemtheorie ... Der Analytik von Wissenschaft kommt mithin entgegen, und das ist für ihre Begriffsbildung auszunutzen, daß selbst faktische Systeme der physischen, organischen, psychischen oder sozialen Realität keine konkreten Totalitäten sind. Diese Klarstellungen dürften den Zugang zu der These erleichtern, daß Wissenschaft (und in ihrem Rahmen auch: Systemtheorie) reflexiv werden, das heißt sich selbst als System sehen kann; gemeint ist nämlich nicht ein totales Erfassen von Totalitäten, sondern ein selektives Erfassen von Selektivitäten. Gerade bei einer systemtheoretischen Analyse von Systemtheorie treten ihre charakteristischen Schwächen profiliert hervor: ... vor allem ihr Bezugssystemrelativismus.<sup>210</sup>

Wenn Luhmann behauptet, daß Systeme keine konkreten Totalitäten sind, so hat er zweifellos recht, da Systeme ja nicht Dinge, sondern lediglich „Perspektiven“ von Dingen sind. Luhmann hat auch recht, wenn er die Begrenztheit der systemtheoretischen Analyse unter anderem in ihrem Bezugssystemrelativismus sieht. Und er hat schließlich und endlich recht, wenn er diesen Bezugssystemrelativismus, diese abstrakte Universalität für seine eigene System-Umwelt-Theorie in Anspruch nimmt. Es ist aber nicht mehr legitim zu glauben, daß mittels dieses Perspektivismus (oder mittels einer Pluralität von Perspektiven) der ganze Erkenntnisprozeß in bezug auf das geleistet werden kann, *dessen* Perspektiven zu ermitteln sind.

Luhmann hält die eben zitierten Einsichten in die Beschränktheit der systemwissenschaftlichen Möglichkeiten für die Gesellschaftstheorie nicht durch. Weil Luhmann Systeme, wenn auch nur hinsichtlich ihres Weltbezugs, „totalisiert“, „totalisiert“ er [112] sie in der Konsequenz überhaupt. Unter der Hand verwandelt er „Perspektiven“ in Essenz, Aspekte der Gesellschaft in ihr Wesen. Andernfalls wäre nicht zu verstehen, warum er den Gesellschaftsbegriff des Marxismus, der auf Totalität angelegt ist, so heftig bekämpft (anstatt diesen in bezug auf bestimmte seiner Aussagen zu bereichern), warum er den Dingbegriff und mit diesem den Begriff der Ganzheit liquidiert, warum er den „faktischen Systemen“ der physischen, organischen, psychischen oder sozialen Realität – die doch wohl für Dinge stehen sollen – abspricht, Totalitäten zu sein. Und wenn Luhmann schließlich behauptet, daß die gegenwärtige Gesellschaft ein funktional ausdifferenziertes System ist, in dem die Teilsysteme unabhängig voneinander funktionieren, dann ist das mehr als die Angabe einer ihrer „Perspektiven“, dann ist das eine Bestimmung in bezug auf das Wesen der heutigen Gesellschaft, die von Luhmann an keiner Stelle seiner Schriften relativiert und eingeschränkt wird. Warum sollte er auch? Schließlich ist die „Totalisierung ja bereits erfolgt“, schließlich existiert schon eine „Ontologie“: die des radikalisierten Funktionalismus.

Zu Luhmanns Bezugssystemrelativismus paßt gut jene alte indische Fabel, in der von fünf Blinden erzählt wird, die in Erfahrung bringen wollten, was ein Elefant sei. Der erste bekam seinen Rüssel zu fassen, der zweite seinen Schwanz, der dritte seinen Stoßzahn, der vierte sein Bein, der fünfte den Bauch. Dann stritten sie sich. Der erste behauptete, ein Elefant sei eine große, dicke Schlange, der zweite hingegen, der Elefant sei eine Art dünnen Seils mit einer Quaste. Der dritte wiederum war bereit zu schwören, ein Elefant könne nur eine besonders feine Sorte von Ebenholz sein. Für den vierten war das Tier eindeutig von säulenförmiger Gestalt. Und der fünfte vertrat felsenfest die Überzeugung, daß es sich um die durchhängende Decke einer Hütte handle.

Auch für Luhmann wären in diesem Streit nur die Schlangen, Seile mit Quasten usw. von Belang. Die Frage nach dem Elefanten würde er entweder gar nicht stellen, oder er verhielte sich wie einer der fünf Blinden. Stellte er nämlich die Frage nach dem, was über die „Perspektiven“ hinausgeht, so müßte er zu der Einsicht kommen, daß der Systembegriff wegen seiner abstrakten Universalität mit dem konkreten, philosophisch allseitig vermittelten Dingbegriff vermittelt werden muß.

<sup>210</sup> Ebenda, S. 378 f., 384 f.

[113] Gesellschaft ist für Luhmann kein „Ding“, keine konkrete Totalität; sie ist lediglich System (System von Systemen). Die Funktion der Sozialsysteme besteht darin, die Komplexität und Totalität der Umwelt zu reduzieren, wobei sie hinsichtlich dieser Aufgabe auf der Grundlage der Selektionsart streng spezialisiert sind.

So unterscheidet Luhmann beispielsweise die Sozialsysteme Wirtschaft, Wissenschaft, Familie und Politik, die auf entsprechenden Mechanismen (Kommunikationsmedien) beruhen: Wirtschaft auf dem Geldmechanismus, Wissenschaft auf dem Mechanismus Wahrheit, Familie auf dem Mechanismus Liebe und Politik auf dem Mechanismus Macht. Zum Unterschied von Wahrheit und Liebe, die Selektion gleichen Erlebens seien, liegt die Besonderheit des Geldes wie auch der Macht darin, daß sie Selektion von Handlungen ordnet.<sup>211</sup> In der modernen Gesellschaft seien diese Sozialsysteme ausdifferenziert, das heißt eigenständig und autonom; mit eigenen Werten, Normen, Ansprüchen und Entwicklungsrichtungen ausgestattet. Sie tragen jeweils mehr Möglichkeiten in sich, als das Gesamtsystem zu entwickeln erlaubt. Damit die Sozialsysteme ihre Ansprüche nicht überdehnen, müssen ihre Möglichkeiten noch selektiv bearbeitet werden. „Die Einheit der Gesellschaft ist, jedenfalls heute ... letztlich nichts anderes als die Einregulierung eines Verhältnisses entsprechender Komplexität zwischen einer Vielzahl von Sozialsystemen, die wechselseitig füreinander gesellschaftliche Umwelt sind.“<sup>212</sup> Eine so verstandene Gesellschaft, die aus einer Menge von autonomen, selbständigen Teilsystemen besteht, kann nicht als Ganzheit, als „Ding“ und damit als konkrete Totalität aufgefaßt werden.

Die Teilsysteme haben in diesem Modell ja keinen Zusammenhang untereinander. Sie determinieren sich nicht wechselseitig *innerhalb* des Ganzen, sondern finden einen gemeinsamen Bezugspunkt *außerhalb* des jeweiligen Systems, in der Umwelt, in bezug auf die die Sozialsysteme ebensoviele nicht miteinander vermittelte Perspektiven, jeweils eigenständige Reduktionsvorgänge von Umweltkomplexität darstellen. In dieser Auffassung bestimmen sich die Teilsysteme nicht gegenseitig, sondern – sofern sie überhaupt aufeinander wirken – begrenzen sie einander, schränken sie einander lediglich wechselseitig ein.

[114] Luhmann stellt – um im obigen Bild zu bleiben – die Frage nach dem Elefanten nicht nur nicht in bezug auf das gesellschaftliche Gesamtsystem, sondern auch nicht in bezug auf die Teilsysteme. Was Luhmann beispielsweise „Wirtschaft“ nennt, ist nicht identisch mit dem, was die marxistische politische Ökonomie als „ökonomisches Teilsystem der Gesellschaft“ bezeichnet. Dieses läßt sich nicht auf den Geldmechanismus reduzieren, auch wenn Geld das Kommunikationsmedium der zeitgenössischen Ökonomie ist. Wirtschaft auf den Geldmechanismus abzustellen, bedeutet nämlich, sie auf Sekundäres, Abgeleitetes, den Tauschvorgang zurückzuführen, die seinen jeweils spezifischen Charakter bestimmende Produktionsweise jedoch aus der Wirtschaft zu eliminieren. Mit der Aussage, daß Wirtschaft auf dem Geldmechanismus beruhe, bringt Luhmann die Eigentumsverhältnisse in bezug auf die Produktionsmittel aus der Ökonomie zum Verschwinden; der Gegensatz von Kapital und Arbeit wird „aufgehoben“. „Wirtschaft“ im Luhmannschen Sinne ist im Verhältnis zum Begriff des ökonomischen Teilsystems eine Abstraktion, die bloße „Perspektive“ einer Ganzheit hierarchisch geordneter Beziehungen (eines „Dings“).

Dasselbe trifft auf die übrigen von Luhmann genannten Teilsysteme zu, die gleichfalls unter dem einzigen Gesichtspunkt ihnen zugrunde liegender Kommunikationsmedien konstruiert werden. Die von Luhmann als Teilsysteme deklarierten Zusammenhänge erfassen ihren Gegenstand nur in der Sphäre der Erscheinung. Der Geldmechanismus wird nicht – um ein Lieblingswort bürgerlicher Soziologen zu verwenden – nach dem zugrunde liegenden Wesen „hinterfragt“, sein Fetischcharakter wird nicht aufgedeckt.

Auf der Ebene der Erscheinung, in bezug auf die sogenannten Kommunikationsmedien Wahrheit, Liebe und Macht, sieht es in der Tat so aus, als ob die Sozialsysteme Wissenschaft, Familie und Politik weder untereinander noch mit dem auf dem Geldmechanismus beruhenden Sozialsystem Wirtschaft zusammenhängen, als ob die Teilsysteme auf der Grundlage eigenständiger Werte,

---

<sup>211</sup> Vgl. N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 213.

<sup>212</sup> Ebenda, S. 149 f.

Normen usw. funktionierten, als ob sie autonomen Entwicklungsrichtungen folgten. Die extreme Mystifikation und Verschleierung, die das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft in ihren Erscheinungen erfährt, macht immer noch [115] Urteile möglich wie dieses: daß Liebe und Wahrheit nicht käuflich seien, oder – um die diesbezügliche Luhmannsche Variante zu zitieren: „Reichtum vermittelt nicht ohne weiteres politische Macht, Liebe, Wahrheit ... Bildung, wengleich die Statistik gewisse Korrelationen im Sinne durchschnittlich höherer Anteilsquoten feststellt.“<sup>213</sup>

Darauf wäre mit Marx und Engels zu erwidern: Es ist überhaupt nicht von „der“ Familie zu sprechen, sondern von der konkreten bürgerlichen, proletarischen usw. Familie, in bezug auf die festgestellt werden kann, daß ihr Charakter keineswegs unabhängig von den ökonomischen Verhältnissen ist. So gibt die Bourgeoisie „der Familie den Charakter der bürgerlichen Familie, worin die Langeweile und das Geld das Bindende ist und zu welcher auch die bürgerliche Auflösung der Familie gehört, bei der die Familie selbst stets fortexistiert. Ihrer schmutzigen Existenz entspricht der heilige Begriff in offiziellen Redensarten und in der allgemeinen Heuchelei“.<sup>214</sup> In dieser Bemerkung aber ist nicht nur das ökonomisch bestimmte Wesen der bürgerlichen Familie bloßgelegt, sondern auch die Art und Weise, wie dieses sich äußert, ihr Schein, welcher Heuchelei ist. Als konservativer Ideologe der Bourgeoisie nimmt Luhmann – mit den herrschenden Verhältnissen einverstanden – den illusionären Schein für die Wirklichkeit, scheinbare Autonomie für reale.

Auf Erscheinungsebene ist freilich der Ganzheits- oder Totalitätscharakter von Gesellschaften nicht zu ermitteln. Da kommt man – wie Luhmann – bestenfalls zum Registrieren von „Korrelationen“. Um die in den Korrelationen verborgenen objektiven Determinationsbeziehungen aufzuspüren, bedarf es der im dialektischen Sinne konkreten tiefgreifenden ökonomischen Analyse, mit deren Hilfe der innere Wesenszusammenhang der als Erscheinungen selbständigen Gestalten sichtbar wird.

Die ökonomische Gesellschaftsanalyse aber hat Marx zu folgender Erkenntnis geführt: „In allen Gesellschaftsformen ist es eine bestimmte Produktion, die allen übrigen, und deren Verhältnisse daher auch allen übrigen, Rang und Einfluß anweist. Es ist eine allgemeine Beleuchtung, worin alle übrigen Farben getaucht sind und (die) sie in ihrer Besonderheit modifiziert. Es ist ein besonderer Äther, der das spezifische Gewicht alles in ihm hervorstehenden Daseins bestimmt.“<sup>215</sup>

[116] Konkret und auf den Kapitalismus bezogen: Das im Widerspruch von Lohnarbeit und Kapital dominierende Kapital (diese bestimmte Produktion) modifiziert, formt und verwandelt alle vorgefundenen gesellschaftlichen Verhältnisse, Prozesse und Teilsysteme gemäß seiner eigenen Beschaffenheit, so daß auch die von Luhmann genannten Sozialsysteme Politik, Wissenschaft und Familie spezifisch kapitalistische Charakteristika annehmen und so als Institutionen auftreten, die den Bestand des Systems sichern, seine Qualität stabilisieren.

Dort, wo Luhmann glaubt, Autonomie, Selbständigkeit konstatieren zu können, ist diese also nicht zu finden. Die Verselbständigung von Verhältnissen, Prozessen und Teilsystemen der kapitalistischen Gesellschaft findet in ganz anderen als den von Luhmann angenommenen Dimensionen statt.

Den Widerspruch von Lohnarbeit und Kapital, das heißt den Sachverhalt, daß die Arbeitsbedingungen von den Arbeitenden getrennt werden und sich gegenüber der Arbeit im Kapital verselbständigen,<sup>216</sup> die Tatsache, daß die Produktionsbedingungen und Produkte zu einer selbständigen verdinglichten Macht gegenüber den Produzenten werden,<sup>217</sup> also die sich im Kapitalismus auf der Ebene seines *Wesens* vollziehenden Verselbständigungsprozesse, nimmt Luhmann nicht zur Kenntnis. Auch nicht die Folgen. Man findet bei ihm kein Wort davon, daß der Staat gegenüber den nichtbesitzenden Klassen als eine „fremde, außer ihnen stehende Gewalt“ und „getrennt von den wirklichen Einzel- und Gesamtinteressen“ existiert,<sup>218</sup> kein Wort davon, daß es so etwas wie „Versachlichung der Produktionsverhältnisse“

---

<sup>213</sup> Ebenda, S. 211.

<sup>214</sup> MEW, Bd. 3, S. 164.

<sup>215</sup> MEW, Bd. 13, 5, 637.

<sup>216</sup> Vgl. MEW, Bd. 25, S. 879.

<sup>217</sup> Vgl. ebenda, S. 832.

<sup>218</sup> MEW, Bd. 3, S. 33, 34.

oder „Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse“ gibt,<sup>219</sup> und kein Wort davon, daß die arbeitenden Massen in der von ihm reflektierten Gesellschaft von einer ihnen gegenüber autonomen Maschinerie von Institutionen beherrscht werden.

Da sich Luhmann mit der herrschenden Klasse des kapitalistischen Systems identifiziert, da er sich – wie die von Marx kritisierten Vulgärökonomien – „in diesen entfremdeten und irrationalen Formen ... völlig zu Hause“ fühlt,<sup>220</sup> sind diese durch die Klassengegensätze bedingten Verselbständigungen für ihn kein Gegenstand der Reflexion, sondern werden fragenlos akzeptiert. Luhmanns Teilsysteme sind klassenindifferent definiert. Sie fußen auf der illusionären Vorstellung von [117] der Existenz eines Allgemeininteresses aller Gesellschaftsglieder am Überleben und reibungslosen Funktionieren der bürgerlichen Gesellschaft. Diese Zielfunktion von Gesellschaft steht für Luhmann fest, sie wird in seinen Ausführungen zur Gesellschaftstheorie in keiner Weise problematisiert. Problematisiert wurde in einer Vorverständigung lediglich der Systembegriff überhaupt, wobei durch den Bezug von Systemen auf Welt System eine einzige einheitliche Zielfunktion erhielt, die Weltkomplexität zu reduzieren.

Luhmanns Sorge gilt ausschließlich der Optimierung des Zusammenspiels der Teilsysteme, ihrer Proportionalität in bezug auf ihre Komplexität. In diesem Zusammenhang ist Luhmann über die folgenden sich im Spätkapitalismus abzeichnenden Tendenzen zutiefst beunruhigt: über die ständig zunehmende Komplexität und Kompliziertheit der Teilsysteme, die der Kontrolle seitens der herrschenden Klasse zu entgleiten drohen, und über die mit diesem Vorgang Hand in Hand gehenden systemauflösenden, desintegrativen Tendenzen.

Und hier enthüllt sich endlich der versteckte und rationale Sinn von Luhmanns Behauptung, daß die heutige Gesellschaft kein in sich qualitativ bestimmtes Ganzes, daß sie in Teilsysteme ausdifferenziert sei, daß sie – um noch einmal auf das von L. v. Bertalanffy entlehnte Entwicklungsmodell zurückzukommen – im Zuge progressiver Mechanisierung den Charakter der Summativität angenommen habe.

Hinter dieser Sorge steht das Wissen, daß die Herrschaftsmaschinerie arbeitsteilig funktioniert und funktionieren muß, damit sie die beherrschten Klassen in bezug auf alle Lebensbereiche auf systemkonformes Verhalten ausrichten kann, und die Einsicht in die dem System drohenden Gefahren, wenn die Teilsysteme der Herrschaftsmaschinerie eigenständige, vom Charakter des Systems abweichende Entwicklungen vollziehen.

Und in der Tat ist es ein Kennzeichen für absteigende Entwicklungsphasen, daß in ihnen in der Regel desintegrative Prozesse die integrativen überwiegen und daß in ihnen die Bewegung und Entwicklung der Elemente und Teilsysteme mehr der Eigenentwicklung als den Systemnotwendigkeiten folgt, die sich nicht mehr durchzusetzen vermögen.<sup>221</sup> Diese desintegrativen Tendenzen bilden sich um so stärker aus, je [118] mehr ideologischen und institutionellen Aufwand die herrschende Klasse treiben muß und treibt, um die sich verschärfenden und zuspitzenden Hauptantagonismen zu unterdrücken, die aus ihnen hervorbrechenden Krisen und Konflikte zu verdrängen, umzuleiten, zu fragmentieren, zu versteinern usw., da dieser Aufwand einen schier unüberschaubaren Kompliziertheitsgrad an gesellschaftlichen Folgeproblemen hervorbringt, deren Integration immer schwerer zu bewältigen ist.

Luhmanns Entwicklungsmodell der Gesellschaft bestätigt insofern es, wenn auch in mystifizierter Form, den realen Zustand des gesamtgesellschaftlichen Systems des Spätkapitalismus reflektiert – ungewollt die marxistische Erkenntnis, daß der Imperialismus das letzte Stadium der Entwicklung des Kapitalismus ist.

## **5. „Negation der Negation“ im Dienste der Systemstabilisierung**

Die von Luhmann mit Sorge beobachtete Zunahme an Komplexität und Tendenz zur Desintegration ist Folgeerscheinung des das kapitalistische System beherrschenden zugespitzten ökonomischen Grundwiderspruchs. In Luhmanns Gesellschaftstheorie geht es nicht um Komplexitätsprobleme in

---

<sup>219</sup> MEW, Bd. 25, S. 838.

<sup>220</sup> Ebenda.

<sup>221</sup> Vgl. G. Pawelzig, Dialektik der Entwicklung objektiver Systeme, Berlin 1970, S. 144.

bezug auf beliebige gesellschaftliche Parameter, sondern um die der sozialen Systeme. Andernfalls hätte er wohl kaum Komplexität und Desintegration zusammengespannt. Da die Sozialsysteme jedoch nicht in bezug auf ihr Wesen, sondern nur in bezug auf bestimmte ihrer Aspekte erfaßt sind, bleiben die Vorschläge Luhmanns, wie ihre Komplexität beherrschbar gemacht werden kann, auf die Manipulation an Folgeerscheinungen beschränkt. Mit geringem systemstabilisierendem Effekt, da jede Lösung eines Komplexitätsproblems die weitere Steigerung der Komplexität nach sich ziehen dürfte.

Der einzige mögliche echte Ausweg aus der übergroßen, unbeherrschbaren Komplexität des Spätkapitalismus kann nur radikaler Natur sein. Nur wenn das Übel an der Wurzel gepackt, der die Komplexität und Desintegration bedingende ökonomische Grundwiderspruch gelöst wird, wenn sozialistische an die Stelle der kapitalistischen Produktionsverhältnisse treten, verschwinden auch jene Folgeprobleme, die Luhmann so schwer zu schaffen machen. Die sozialistische Revolution führt nämlich – weil und indem sie den Widerspruch von gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung aufhebt – zur Vereinfachung in bezug auf die Klassenstruktur der Gesellschaft.

Ein derartiger Vorgang vollzog sich übrigens auch beim Übergang von der feudalistischen zur kapitalistischen Gesellschaft. Die in der bürgerlichen Revolution gipfelnde Entwicklung vereinfachte durch Polarisierung die Kompliziertheit der feudalen Klassenverhältnisse zum Klassengegensatz Bourgeoisie und Proletariat und schuf auf diesem Wege unter anderem die Integrationsbasis für die sich auf qualitativ neue Weise und in sprunghaft erhöhter Intensität entwickelnden Produktivkräfte (erste industrielle Revolution) samt ihren Folgeerscheinungen. Es wurde – kybernetisch gesprochen – der Kompliziertheitsgrad des Systems in bezug auf seine Klassenstruktur verringert, indem sich Kompliziertheit in erhöhte Komplexität verwandelte.

Hier ist eine Anmerkung zu Luhmanns Komplexitätsbegriff am Platze. Dieser ist reichlich unklar und verschwommen. Unter Komplexität „soll in erster Näherung die Gesamtheit der möglichen Ereignisse verstanden“<sup>222</sup> und unter dem Aspekt des Verhaltens von Systemen: „Systeme sind komplex, wenn sie mehr als einen Zustand annehmen können.“<sup>223</sup> Bei den vorgelegten Definitionen handelt es sich offensichtlich um den Versuch, einen Komplexitätsbegriff auf höchster Abstraktionsebene zu bilden, was notwendig zur Folge hat, daß dieser nahezu inhaltsleer ist.

So macht Luhmann, wenn ich ihn richtig verstanden habe, zwischen Komplexität und Kompliziertheit keinen Unterschied, sondern gebraucht den Terminus „Komplexität“ für beide Sachverhalte sowie für ihr gemeinsames Auftreten, so daß er die Dialektik von Komplexität und Kompliziertheit nicht in den Blick bekommt.

Da die unreflektierte Identifizierung dieser Begriffe bei Luhmann ideologische Konsequenzen hat, muß ihr Unterschied betont werden. Ein System ist komplex durch die Art und Zahl der zwischen den Elementen bestehenden Relationen; es ist kompliziert durch die Anzahl seiner unterschiedlichen Elemente. Kompliziertheit ist daher stets an Komplexität gebunden, aber nicht notwendig an Komplexität, nämlich dann nicht, wenn das System aus universellen Elementen besteht.<sup>224</sup> Aus dieser Beziehung folgt: die Komplexität eines Systems kann wachsen, ohne daß dessen Kompliziertheit zunimmt; ja, die Komplexität eines Systems kann sich erhöhen bei gleichzeitiger Verringerung seiner Kompliziertheit. Aber die Kompliziertheit eines Systems kann keinen höheren Grad erreichen, ohne daß seine Komplexität ebenfalls wächst. Vereinfachung von Systemen kann daher durch die Verwandlung von Kompliziertheit in Komplexität erzielt werden, wobei die dabei vorgenommene Verringerung des Kompliziertheitsgrades zur Erhöhung des aktuellen (und möglichen) Komplexitätsgrads führt.

Ohne diese Termini zur Verfügung zu haben, hat Marx in bezug auf gesellschaftliche Entwicklungen diese Beziehung von Kompliziertheit – Komplexität – Vereinfachung der Sache nach gesehen, wenn er von der oben genannten Polarisierung der bürgerlichen Gesellschaft in zwei Grundklassen spricht, oder wenn er bemerkt, daß die objektive „abstrakte“ wertbildende Arbeit und ihr Begriff erst entstehen

<sup>222</sup> N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 115.

<sup>223</sup> Ebenda, S. 116; vgl. N. Luhmann, Systemtheoretische Argumentationen, a. a. O., S. 312.

<sup>224</sup> Wörterbuch der Kybernetik, a. a. O., S. 307, 308.

können, wenn eine entwickelte Totalität (das heißt Kompliziertheit) wirklicher unterschiedlicher Arbeitsarten existiert, die die Eigenschaft, kompliziert zu sein, verlieren, wenn sie in der gesellschaftlichen Realität zum Mittel reduziert werden, Reichtum überhaupt zu schaffen. Als abstrakte wertbildende Arbeit wird die Arbeit zum universellen Element innerhalb eines komplexen Systems. In bezug auf den genannten Vorgang bringt der Übergang von Kompliziertheit in Komplexität den Vorteil mit sich, daß das System der Arbeit nunmehr für neues Wachstum offen ist, insofern ein Gesellschaftszustand entsteht, „worin die Individuen mit Leichtigkeit aus einer Arbeit in die andre übergehen und die bestimmte Art der Arbeit ihnen zufällig, daher gleichgültig ist“.<sup>225</sup>

Ebenso führt die sozialistische Revolution – wie schon angedeutet – auf dem Wege der Verwandlung von Kompliziertheit in Komplexität zur Vereinfachung bestimmter grundlegender gesellschaftlicher Strukturen. Die Lösung des Grundwiderspruchs von gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung, die vermittelt durch eine Übergangsepoche die [121] Aufhebung der Klassen im Gefolge hat, verwandelt die Individuen in bezug auf ihre Eigentumsbeziehung zu den Produktionsmitteln in gleichartige, universelle Elemente und das betreffende System in ein komplexes Resultat der Umwandlung ist die Eröffnung eines neuen Maßbereichs für das Wachstum der Produktivkräfte und ein sprunghaft vergrößerter Entwicklungsraum für die Individuen, der durch die Vervielfachung der Art und Anzahl ihrer möglichen gesellschaftlichen Beziehungen gewährleistet wird.

Diese fragmentarischen Bemerkungen müssen genügen, um deutlich zu machen, daß Luhmanns Schema von der ständigen Zunahme von gesellschaftlicher Kompliziertheit und Komplexität in bezug auf alle Sozialsysteme bei gleichzeitiger Zunahme an desintegrativen Tendenzen die komplizierte Entwicklungsdialektik gesellschaftlicher Systeme verfehlt. Aber auch die oben skizzierte Beziehung von Kompliziertheit – Komplexität – Vereinfachung beansprucht nicht mehr zu sein, als auf denjenigen Spezialfall von Systementwicklung aufmerksam zu machen, den Luhmann hartnäckig übersieht. Um nicht selbst einseitig zu werden, möchte ich hinzufügen, daß das Verhältnis von Kompliziertheit – Komplexität – Vereinfachung abstrakt behandelt wurde, das heißt ohne Angabe der Bedingungen, unter denen diese Beziehung gilt, ohne Rücksicht auf die Tatsache, daß Kompliziertheitsreduzierung in bezug auf bestimmte Systemparameter in der Regel Erhöhung des Kompliziertheitsgrads in bezug auf andere Parameter herbeiführt, daß auf Vereinfachungen neue Differenzierungen folgen usw.

Die Wurzeln von Luhmanns willkürlicher Beschränkung auf eine Möglichkeit von Systementwicklung sind ideologischer Natur. Luhmanns Konstruktion ist nämlich vorzüglich geeignet, den revolutionären Ausweg aus unbeherrschbarer gesellschaftlicher Kompliziertheit theoretisch zu verstellen, weil sie nur solche Lösungen zuläßt, bei denen die ökonomischen Grundlagen der spätbürgerlichen Gesellschaft, die die registrierte Kompliziertheit hervorbringen, nicht angetastet, radikaler Vereinfachung entzogen werden. Kompliziertheit wird bei Luhmann zum Faktum und Fetisch, zu einer letzten unabänderlichen gesellschaftlichen Gegebenheit, mit der man sich abzufinden und auf deren ständige Zunahme man sich [122] einzustellen hat. Ebenso mit der ständig wachsenden Desintegration und Verselbständigung der gesellschaftlichen Teilsysteme, die sich nach Luhmann offensichtlich als die die Tendenz zur Integration überwiegende, dominierende Tendenz in die gesellschaftliche Zukunft ad infinitum kontinuiert.

Aber auch im Luhmannschen Gesellschaftsmodell sind „Vereinfachungen“ vorgesehen. Die Entdeckung „Komplexität reduzierender Prozesse“, von „Mechanismen der Vereinfachung und Entlastung“<sup>226</sup> ist sogar eines der Generalanliegen von Luhmanns Gesellschaftstheorie, und zwar notwendigerweise. Zu bewältigen ist nämlich die höchst schwierige Aufgabe, mit übergroßer Komplexität fertig zu werden, ohne daß der Systembestand, das heißt die grundlegende Qualität der Gesellschaft, verändert wird.

Die wichtigsten Mechanismen, die gesellschaftliche Komplexität reduzieren, sieht Luhmann in „reflexiven Mechanismen“<sup>227</sup> sowie in der einfachen und doppelten Negation. Obwohl es philosophisch

<sup>225</sup> Karl Marx, Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, a. a. O., S. 25. [MEW Bd. 42, S. 38]

<sup>226</sup> N. Luhmann, Soziologische Aufklärung, a. a. O., S. 104.

<sup>227</sup> Vgl. ebenda.

außerordentlich lohnend wäre, Luhmanns Begriff der reflexiven Mechanismen zu diskutieren, erfolgt hier eine Beschränkung auf die dialektischer Philosophie entlehnten Begriffe „Negation“ und „Negation der Negation“, da gerade an diesen nachgewiesen werden kann, was es mit Luhmanns Rezeption der Dialektik auf sich hat.

Luhmann führt die Begriffe „Negation“ und „Negation der Negation“ ein, verwendet diese aber in einer Bedeutung, die im Affront gegen deren marxistischen Sinn – ihren Inhalt genau derjenigen Momente beraubt, durch die sie geeignet sind, gesellschaftliche Qualitätssprünge, historisch-revolutionäre Entwicklungen zu erfassen.

„Negation“ ist für Luhmann eine dem Erleben und Handeln, den sinnbildenden Sozialsystemen eigentümliche Tätigkeit, mittels derer Komplexität zugleich erhalten und reduziert wird. Reduziert insofern, als sinnbildende Systeme aus einem Möglichkeitsfeld, aus einer Menge von Alternativen, eine bestimmte Möglichkeit (Perspektive), Alternative auswählen, während alle anderen Möglichkeiten (Alternativen) negiert, das heißt nicht realisiert werden. Gleichzeitig bedeutet für Luhmann „Negation“ aber auch Erhaltung von Komplexität, insofern die nicht gewählten alternativen Lösungsmöglichkeiten weiterhin existieren. Das heißt, das Möglichkeitsfeld [123] erhält sich unverändert gegenüber Realisierungen. Luhmann drückt das folgendermaßen aus: „Erleben und Handeln ist unaufhörliche Selektion, darf aber die nichtgewählten Alternativen nicht ausmerzen und zum Verschwinden bringen ..., sondern darf sie nur neutralisieren. Komplexität darf mithin nicht, wie es im Computerjargon heißt, ... ‚vernichtet‘ werden, sondern wird nur gleichsam ausgeklammert, von Moment zu Moment in immer anderer Weise reduziert und bleibt dabei bewahrt als allgemein konstituierter Selektionsbereich, als ‚Woraus‘ immer neuer und anderer Wahlen – als Welt.“<sup>228</sup>

Wenn aber „Negation“ nichts weiter als *Auswahl* einer Alternative und *Neutralisierung* anderer Alternativen ist, die verfügbar bleiben, so kann „Negation der Negation“ in nichts weiter bestehen, als daß die getroffene Wahl sozusagen rückgängig gemacht wird, eine andere Alternative an die Stelle der vorhergehenden tritt: „Ich bestimmte mein Ja und lasse die dazu notwendigen Negationen unbestimmt ... Ich behalte mir vor, nach Bedarf solche Negationen zu negieren.“<sup>229</sup>

Nach dieser Auffassung beinhalten die Begriffe „Negation“ und „Negation der Negation“ widerrufbare, austauschbare, reversible Vorgänge. Sie bleiben damit nicht länger das, was sie ihrer Herkunft nach sind: Kategorien des historischen Denkens, „abstrakter, logischer, spekulativer Ausdruck für die Bewegung der Geschichte“<sup>230</sup>, wie Marx in bezug auf den Hegelschen Begriff der Negation der Negation bemerkt.

Von reversiblen gesellschaftlichen Vorgängen (exakter: von Vorgängen, bei denen die Eigenschaft der Reversibilität die der Irreversibilität dominiert) kann nur dann und dort die Rede sein, wo Vorgänge zur Debatte stehen, die sich im Rahmen ein und derselben Qualität vollziehen. Aber auch in bezug auf diese ist die Reversibilität niemals absolut. Absolute Reversibilität würde nämlich voraussetzen, daß innerhalb der jeweiligen Qualität nur die identische Reproduktion von Verhältnissen vorkommt, was nur unter konstanten Bedingungen möglich ist. Nur bei der identischen Reproduktion von Verhältnissen aber sind Negation und doppelte Negation reversible Vorgänge, wobei Negation der Negation in diesem Zusammenhang ein an Bestimmungen armer Ausdruck ist, da er nichts weiter anzeigt, als daß sich ein Kreislauf vollzogen hat, eine Bewegung, die in ihren qualitativ und quantitativ unver-[124]änderten Ausgangspunkt zurückgekehrt ist. Nach Marx wäre etwa der Zyklus Ware – Geld – Ware (W – G – W) ein derartiger doppelter Negationsprozeß.

Luhmann geht es in der Tat um die qualitativ identische Reproduktion der zeitgenössischen imperialistischen Gesellschaft. Negation und Negation der Negation werden daher als reversible Vorgänge angesehen.

Ganz anders Marx. Für diesen war die identische Reproduktion stets nur ein Grenz- und Sonderfall der erweiterten Reproduktion von gesellschaftlichen Verhältnissen, die ihrerseits den Qualitätssprung, die

<sup>228</sup> N. Luhmann, Sinn als Grundbegriff der Soziologie, a. a. O., S. 33-34.

<sup>229</sup> Ebenda, S. 36.

<sup>230</sup> MEW, Erg. 1, S. 570; vgl. J. Zelený, Die Wissenschaftslogik bei Marx und „Das Kapital“, Berlin 1968, S. 187-197.



revolutionäre Umwälzung vorbereitet und in sie übergeht. Diese Auffassung schließt die Erkenntnis ein, a) daß Gesellschaftsformationen eine gerichtete Bewegung durchlaufen, die trotz und unter Einfluß reversibler Teilprozesse insgesamt irreversibel ist, wobei mit zunehmendem Fortschreiten vom Ausgangszustand der Grad der Irreversibilität zunimmt.<sup>231</sup> Bereits der Vorgang der erweiterten Reproduktion ist nicht mehr ohne weiteres reversibel, da die doppelte Negation zwar zur Rückkehr zum Ausgangspunkt führt, aber nur *scheinbar*, da auf höherer Stufenleiter. So verhält sich zum Beispiel die tatsächliche Produktion und Reproduktion des Kapitals nicht nach dem Zyklus Geld – Ware – Geld, sondern nach dem Zyklus Geld – Ware – Geld; b) die Bewegungsrichtung der Gesellschaftsformationen resultiert nicht primär aus ihrer Wechselwirkung mit der natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt, sondern aus den ihnen eigentümlichen inneren Gesetzmäßigkeiten. Die Eigenentwicklung dominiert letztlich die Umwelteinflüsse.

Die allgemeine „logische“ Figur, die diese eigenständige Gerichtetheit der gesellschaftlichen Entwicklung zum Ausdruck bringt, ist für Marx die Negation der Negation, die eine Bewegung beschreibt, welche, bildlich gesprochen, nicht linear, sondern als eine aus Kreisen bestehende Spirale verläuft.

Freilich haben die Klassiker des Marxismus-Leninismus, zum Unterschied von Hegel, die Negation der Negation weder zu willkürlichen Konstruktionen mißbraucht noch eine „Dialektik des historischen Komforts“ aus ihr gemacht, in der der ganze Inhalt der Geschichte bruchlos mitgeschleppt wird, wie Althusser treffend bemerkt.<sup>232</sup> Erst nachdem Marx am konkreten Material der Ökonomie nachgewiesen hatte, daß beispielsweise die einfache Reproduktion der Ware ein kreisförmiger Vorgang ist, daß aber das Geld im Kapitalismus „eine Reihe Prozesse durchläuft, in denen es sich erhält, von sich ausgeht, zu sich zurückkehrt in vergrößertem Umfang“<sup>233</sup>, veranschaulichte er die erweiterte Reproduktion des Kapitals mittels der Figur der „Spirale“.<sup>234</sup>

Der Zusammenhang zwischen der eigenständigen Entwicklungsgesetzmäßigkeit der Gesellschaftsformationen und dem Vorgang der Negation und der Negation der Negation mußte betont werden, weil hier der Punkt ist, an dem Luhmann die Begriffe umfunktioniert. Für Luhmann gibt es keine *Selbstentwicklung* gesellschaftlicher Systeme bzw. keine Dialektik von Selbstentwicklung und Entwickeltwerden, sondern letztlich nur die durch Reduzierung und Erhaltung von Weltkomplexität vermittelte *Anpassung* an die Umwelt. Im Verhältnis von Sozialsystemen und Umwelt avanciert die Umwelt zur Führungsgröße.

Wenn Luhmann damit hätte sagen wollen, daß der Spätkapitalismus in der Auseinandersetzung der Weltsysteme in zunehmendem Maße auf das Verhalten der Anpassung festgelegt wird – und zweifellos ist seine Theorie der bisher konsequenteste Reflex dieser Situation –, hätte er recht. Da er aber in seiner Theorie schrittweise und folgerichtig die ökonomische Basis des Kapitalismus eliminiert und in das Sozialsystem Wirtschaft verwandelt, da er dieses für autonom erklärt und unverbunden neben eine Reihe gleichmächtiger Sozialsysteme stellt, die ihre jeweils auf Sinnbildung basierenden spezifischen Bezüge zur Umwelt haben, da er schließlich die Gesellschaft als Ganzes ausdrücklich auflöst – mit ihr ihre eigenständigen Gesetzmäßigkeiten –, schafft er eine Theorie, die die Anpassung an die Umwelt zum Verhalten gesellschaftlicher Systeme schlechthin und unter allen Bedingungen erklärt.

Die Wenn ... so-Annahme des „offenen“ Modells der Entscheidungstheorie: Wenn Anpassung an die Umwelt vorherrscht, dann wird die interne Entscheidungseinheit zum Problem, dann bedeutet Entscheidung vor allem systeminterne. Komplexitätsreduzierung in ständiger Auseinandersetzung mit der Umwelt, die nur dann gilt, wenn die Bedingung eines sich anpassenden Systems erfüllt ist, wird bei Luhmann zu [126] allgemeinen Ist-Aussage, die auf jegliche Gesellschaft zutreffen soll.

Luhmann rezipiert die Begriffe „Negation“ und „Negation der Negation“ unter der Voraussetzung, daß die Gesellschaft keine Selbstentwicklung aufweist und daß im Verhältnis von Gesellschaft und Umwelt die Umwelt die Führungsgröße ist, ferner unter der Voraussetzung, daß das System bei allem

<sup>231</sup> Vgl. G. Pawelzig, Dialektik der Entwicklung objektiver Systeme, a. a. O., S. 88 ff.

<sup>232</sup> L. Althusser, Für Marx, Frankfurt (Main) 1968, S. 84.

<sup>233</sup> MEW Bd. 26.3, S. 134.

<sup>234</sup> Vgl. MEW Bd. 23, S. 656.

Wandel in bezug auf seine grundlegende Qualität (seinen Bestand) in der Auseinandersetzung mit der Umwelt seine Identität bewahrt.

Unter der mit der marxistischen Entwicklungskonzeption unvereinbaren Voraussetzung also, daß gesellschaftliche Veränderung durch Anpassung an die dominierende Umwelt erzwungenes Entwickeltwerden ist, schließen Luhmanns Begriffe der Negation und der Negation der Negation folgende Bestimmungen ein: Negation und Negation der Negation sind durch die Veränderung der Umwelt erzwungene Vorgänge. Ihre jeweilige Richtung erhalten sie durch die in bezug auf das System zufälligen Änderungen der Umwelt. Als reaktive Vorgänge folgen die realen gesellschaftlichen Negationen (Veränderungen) keiner eigenständigen gesellschaftsimmanenten Gesetzmäßigkeit, sondern sie sind – bezogen auf das System, in dem sie sich ereignen – beliebig. Um im Bilde zu bleiben: Während Marx und Lenin die Negation der Negation mittels einer Spirale von Kreisen zu veranschaulichen suchten, dürfte auf die Luhmannsche Vorstellung noch am ehesten die Figur einer linearen ungerichteten Zickzackbewegung zutreffen, womit sie ihre charakteristischen Merkmale verloren hat: ein in sich geschlossener und ein gerichteter Vorgang zu sein.

Übrig bleibt die Gemeinsamkeit des Wortgebrauchs und die vermutlich uneingestandene Absicht Luhmanns, das Auswechseln von Varianten der imperialistischen politischen Strategie in Anpassung an die systeminternen und systemexternen Auseinandersetzungen als Entwicklungsprozesse auszugeben.

Es soll natürlich nicht bestritten werden, daß zum Zweck der Stabilisierung des imperialistischen Systems eine Pluralität von auswechselbaren Verhaltensweisen erforderlich ist und eingerichtet wird, ebensowenig wie die Tatsache, daß – allgemein gesprochen – im Rahmen der identischen Reproduktion von Systemen bei sich verändernder Umwelt unterschiedliche Stra-[127]tegien funktional äquivalent in bezug auf ihren Anpassungswert sein können. Aber auch in diesem Falle kann von Geschichte nicht gänzlich abstrahiert werden, da eine realisierte Strategie Veränderungen in bezug auf das Möglichkeitsfeld hervorbringt, so daß die folgende Strategiewahl nicht gänzlich unabhängig von der vorhergehenden erfolgen kann.

So kann – auch wenn sich jede künftige imperialistische Strategie natürlich im Rahmen der Wahrung imperialistischer Interessen bewegen wird – die gegenwärtige Ostpolitik der SPD/FDP-Regierung in der BRD nicht im Luhmannschen Sinne einfach ausgewechselt werden, da sich durch sie sowohl das innere gesellschaftliche Kräfteverhältnis als auch dasjenige zwischen den gesellschaftlichen Systemen verändert und die Wahl zukünftiger politischer Strategien bestimmt. Deren Möglichkeitsfeld aber wird – sofern sich das Kräfteverhältnis weiter zugunsten der sozialistischen Welt und der revolutionären Kräfte verschiebt – eines Tages für neue Varianten imperialistischer Strategie erschöpft sein, so daß das imperialistische System zugrunde gehen wird.

Diese revolutionäre Negation ist von Luhmann nicht vorgesehen. Er bewegt sich daher im Umkreis von Vorstellungen wie „Reversibilität von Entscheidungen“, „unveränderliches Möglichkeitsfeld“, „Erhaltung von Komplexität durch deren Reduzierung“ und „Äquivalenz von Funktionen“. Durchaus folgerichtig übrigens. Denn als Luhmann für die konservative Para-Universität „Wissenschaftszentrum Berlin GmbH“ das „Institut für Management und Verwaltung“ mitentworfen hat<sup>235</sup>, beantwortete er in praxi in bezug auf seine eigene Theorie die von ihm immer wieder aufgeworfene Frage: Was leistet die Systemtheorie für die Gesellschaft? Herrschaftswissen zur Stabilisierung des staatsmonopolistischen Kapitalismus und eine neue Ideologie des status quo.

---

<sup>235</sup> Vgl. C. Grossner, Verfall der Philosophie, Politik deutscher Philosophen, Hamburg 1971, S. 296.